Aus Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1911.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd“, Jahrgang 1911.

I. Allgemeines.

II. Erzählungen und Schilderungen aus der Mission der Brüdergemeine.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Asien.

4. Australien.

III. Abbildungen.

Druck von Gustav Winter in Herrnhut



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1911. 12. Jahrgang.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

Du lässest ihr Getreide wohlgeraten. Psalm 65, 10.

Warst du schon einmal in dem Mitternachtsgottesdienst, der in den Brüdergemeinen am Abend des letzten Tages im Jahr gehalten wird? Da erhebt sich beim Zwölf-Uhr-Schlag die Gemeine und stimmt das alte Loblied an:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.

Ja Gott ist's im letzten Grunde gewesen, der all das getan hat, was uns im Lauf des Jahres begegnete. Und da von „Gott", wie schon sein Name und wie der Apostel Jakobus sagt, „nur Gutes" kommen kann, so haben wir ihm zu danken für all die Wohltaten, die uns die letzten zwölf Monate gebracht haben.

Ein schönes Danklied stimmte schon der alttestamentliche Fromme an, der uns den 65. Psalm vorgesungen hat. Da zählt er alle möglichen Wohltaten auf, die der treue Gott dem Volke Israel alljährlich gewährt. Er sagt z. B.: „Du lässest ihr Getreide wohlgeraten."

Ja, das tut Gott heut noch. Und Aepfel und Kartoffeln und vieles andere schenkt er uns ebenfalls. Haben wir nicht soeben Weihnachten, das Fest der Gaben, ja der größten Gottesgabe, des Heilands, gefeiert? — Haben auch wir zu Weihnachten etwas gegeben? Auch dem Herrn? Zum Dank für seine Gaben? Lobpreis und Lieder, Gaben für die Mission und für Arme, vor allem unser Herz und Leben?

Aber ist es denn Gott, der das Getreide geraten läßt? Du wirst sagen: „Natürlich, das ist doch keine Frage, wer sollte es sonst tun?" Und du hast ganz recht.

Aber unter den schwarzen Australiern in unserer deutschen Kolonie Neu-Guinea, da war es doch einmal die Frage, ob Gott das täte. Die Kinder dort sagten gerade wie ihr: „Gott tut es." Ihre Eltern aber, die alten Australier, meinten: „Nein, das haben wir getan?" Wer hatte nun recht?

Die Buben und Mädchen hatten es nämlich bei den Missionaren gelernt, daß der Gott der Christen allem, was lebt und wächst, Gedeihen gibt. Die Alten aber stützten sich auf ihre Vorfahren, die doch Jahre lang eben auch Getreide geerntet und doch von einem Gott nichts gewußt hatten. Darum sagten sie: „Wir habens ja immer so gemacht: Wir haben Steine vergraben und rote Späne in den Boden gesteckt und Zaubersprüche gesprochen, und das hat geholfen, denn da wuchs Getreide. Ja, wer hatte nun recht? Hilft Gott oder helfen die menschlichen Zaubermittel?

Da kamen die Schwarzen überein, sie wollten es ausprobieren. Die Jungen waren ihrer Sache ganz sicher; die Alten nicht so ganz. Darum wollten sie versuchen, ob das Getreide auch ohne den Zauber, den man in das Feld legte, groß werden würde. Und so versuchte man es. — Sonst hatten die Leute, wenn der Acker bepflanzt



Eskimo-Schulkinder in Labrador.

war, immer eine Festlichkeit veranstaltet: da waren sie in feierlichem Zuge auf das Feld hinausgezogen, hatten Zweige der buntblättrigen Koleuspflanze und die rot-angestrichenen Späne, die wie ein Balumsholz geformt waren, in den Boden gesteckt und die knollenförmigen Zaubersteine eingegraben. Das alles geschah unter vielen Zaubersprüchen und Beschwörungsformeln, damit die bösen Waldgeister dem Felde fernbleiben und das Getreide nicht beschädigen möchten. Die Feierlichkeit schloß immer mit einem Festessen.

Diesmal nun nichts von all dem Zauber! Man versammelte sich zwar zu einem Festessen, das wollte man denn doch nicht missen; aber Zaubermittel, Besprechungen und Beschwörungen unterließ man ganz. Was würde nun geschehen? So erwartete alt und jung die Ernte.

Und siehe da: Die Ernte geriet ganz außerordentlich reich. Die Leute trugen ihre Früchte heim, so groß und viel und gesund, wie fast noch nie. Und so ließ es der liebe Gott ein paar Jahre fortgehen.

Ja, nun sagten auch die Alten: das ist Gottes Segen. Und so war auch bei ihnen kein Zweifel mehr: Gott ist es, der die Ernte wohlgeraten läßt. Ja alles Gute und nur Gutes kommt von Gott. Kurz: An Gottes Segen ist alles gelegen.

Ein Schulbesuch bei Eskimokindern in Labrador.

Es ist ein großer Segen und ein Gewinn, den die Mission einem Volke bringt, wenn sie Tagesschulen und Sonntagsschulen einrichtet, in denen die armen Heidenkinder viel und mancherlei lernen können. Auch ist es eine Freude für die Kinder, denn fast alle kommen zur Schule und haben den redlichen Wunsch, etwas ordentliches zu lernen. Unwissend zu bleiben, das halten die Kinder fast überall für eine Schande. Auch die armen Eskimokinder kommen gern zur Schule. Oft warten sie schon eine halbe Stunde vor dem Läuten der Schulglocke auf das Oeffnen der Schul- oder Kirchentüre. Oft geht es durch tiefen Schnee und mitten durch schier undurchdringliches Stöberwetter zur Schule, so daß sie wie Schneemänner ankommen. Da führt sie dann im Schulzimmer der erste Weg zum warmen Ofen hin. Den liebkosen alle, ehe die Schule anfängt; denn Hände und Füße sind bei der Bärenkälte in jenem Lande oft wie Eis und ganz steif, besonders bei solchen Kindern, deren Kleider und Stiefel durchlöchert sind. Darum ist das warme Schullokal ein sehr beliebter Aufenthaltsort für sie.

Zur bestimmten Stunde erscheint der Lehrer im Schulzimmer. Da geht jedes Kind auf seinen Platz und nimmt das Gesangbuch zur Hand, das es mitgebracht hat. Der Lehrer sagt eine Liednummer an, und bald wird ein Vers angestimmt, den die junge Mannschaft mit frischen Kehlen und kräftigen Stimmen in den Morgen hineinschallen läßt. Darauf folgt das Gebet des Vaterunsers. Dann geht es an das Ueberhören der Lektionen, die aufgegeben worden waren. Einmal haben die Kinder die zehn Gebote und die anderen Hauptstücke des Katechismus zu lernen, ein andermal biblische Fragen und Antworten, dann wieder kirchengeschichtliche Fragen und Antworten. oder Bibelsprüche, Bibelabschnitte und das Einmaleins.

Weiter geht es ans Lesen und Schreiben. Dabei zeigt es sich nun, was die einzelnen Schüler können oder nicht können. Ihr würdet euch wundern, wie viele Kinder die langen und schwierigen Worte der Eskimosprache, die oft eine Zeile lange sind, fließend lesen und gut aussprechen können, und wie es viele beim Schreiben zu einer schönen Handschrift bringen. — Leider kommt es nicht selten vor, daß die Kinder einen besonderen Wohlgeschmack an der Tinte finden, und so wird fortwährend die Feder ausgeleckt, wenn nicht gar hinter dem Rücken des Lehrers ein Schluck aus dem Tintenfaß genommen wird! Dabei wird aber bald die schwarze Zunge zum Verräter.

An den verschiedenen Tagen der Woche werden auch verschiedene Fächer gelehrt und durchgenommen. Voran steht Religion und biblische Geschichte, es folgt aber auch Erdkunde, Rechnen und Gesang. Manch gute Antwort wird im Religionsunterricht und beim Abfragen der biblischen Geschichte gegeben. Hie und da freilich platzt auch eine heraus, die ohne jegliche Überlegung hergesagt wird. Manche Kinder sind ganz bei der Sache und zeigen ein recht empfängliches Gemüt, andere wieder sind recht wenig aufgeweckt. Ursache davon ist vielfach die mangelnde Erziehung im Elternhaus. Das Auswendiglernen wird den meisten Eskimo leicht, das Rechnen aber und alles, wobei es zu denken gibt, ist ihnen wenig sympathisch. Erst sehr allmählich begreifen sie, was denken heißt. — Größer ist ihr Interesse für Erdkunde. Viele wissen auf der Landkarte recht gut Bescheid. Sie haben ja auch ein Geographiebuch zur Hand, in dem die Länder der Erde beschrieben sind; und wie es in anderen Ländern aussieht, hören sie gern.

Und frägt man sie nach den Ländern Europas, nach ihrer Einwohnerzahl, den Hauptstädten, Flüssen und Seen, den Kaisern und Regenten, so wissen sie recht gut Bescheid. — Es zeigt sich, wie auch die Eskimo ihr Wissen mit der Zeit zu bereichern verstehen. Ja der Geist des Volks ist durch das Christentum im Lauf der Zeit ein ganz anderer geworden, als bei den stumpfen Heiden. Und, was die Hauptsache: das Volk ist ein christliches geworden. Es hat erkannt, was Sünde und Schande ist; und die einzelnen Glieder des Volks, alte und auch schon junge, verlangen nach Vergebung der Sünde und wissen, was sie an ihrem Heiland haben. Möchten auch gerade in dieser Weihnachtszeit viele Kinder ihre Herzen aufs neue dem Heiland übergeben haben.

Nach A.W.

Leoparden- und Pavian-Geschichten aus Südafrika.

Von Br. E. Poiet.

1. Samuel von Wittewater und der Leopard.

Im Kindermissionsblatt las ich in der Mainummer 1910 eine interessante Leopardengeschichte. Dabei fiel mir ein, daß ich von diesem Burschen wohl auch etwas zu erzählen wüßte, da er auch in der Kap-Kolonie noch sehr zahlreich angetroffen wird. Allerdings, wollte man hier im Kapland zu jemandem vom „Leoparden“ reden, so würde man in den meisten Fällen nicht verstanden werden. Sobald man aber statt vom Leoparden vom „Tiger“ spricht, kennt ihn fast jedes Kind oder hat wenigstens von ihm gehört.

Der Leopard ist auch hier, wie überall, ein blutdürstiges Raubtier und tötet gewöhnlich mehr lebende Wesen, als es zu seinem Lebensunterhalt nötig hat. Mancher Bauer hat darüber zu klagen, daß ihm durch diesen Räuber so manch fettes Schäfchen gestohlen wurde und daß diesem Gesellen kein Wall noch Kraalumzäumung zu hoch war. Gewöhnlich sind es zwei Tiere, Männchen und Weibchen, die zusammen halten und zusammen auf Jagd ausgehen. Und zwei Tiere können schon etwas vertilgen, ehe sie gesättigt sind! Löwen sind in der Kap-Kolonie gänzlich ausgerottet, da es für sie nicht mehr genügende Verstecke gibt, aber für den Leoparden finden sich in den vielen, mit wildem Gestrüpp bewachsenen Kloofen oder Tälern die schönsten Schlupfwinkel.

Wittewater, eine unserer Gemeinen, liegt an einer mit solchen Kloofen durchfurchten Bergkette; und dann und wann hört man, daß wieder ein oder



Ein Leopard.

zwei „Tiger“ in der Nähe seien. Einmal kamen auch eine Anzahl Bauern auf den Kirchplatz und klagten, daß das Raubtier schon eine ganze Anzahl von ihren Schafen getötet habe. Sie seien wohl in die Berge gegangen, um ihn zu fangen, aber all ihr Suchen sei vergebens gewesen. Ein paar Tage später kam unser Nachbar Samuel, einer von unsern Leuten, der ein Stück Missionsland gepachtet hat. Er erzählte, daß der Tiger ihm in der letzten Nacht von seinen Ziegen ein paar weggeschleppt habe. Da wurde die Sache für die Mission ernst. Unsere Schafherde hatte bisher noch keinen Schaden durch Raubtiere erlitten, aber wohl nur, weil die Bestien den Weg dahin noch nicht gefunden hatten, denn eigentlich schmecken doch die Missionsschafe eben so gut wie die Schafe der Bauern. Nicht wahr? Durch den Raub, den sie bei unserm Nachbar ausgeführt hatten, waren die Tiger (man sprach davon, daß es zwei seien,) auf der rechten Fährte und gleichsam auf dem Wege zu den Missionsschafen. Also galt es aufzupassen.



Grosse Wäsche in Urambo (Süd-Afrika).

Der alte Samuel versprach, mit seinen erwachsenen Söhnen den Spuren zu folgen, um, wenn möglich, die Tiere zu töten. Nun hörte ich eine ganze Zeit nichts mehr von der Sache. Da, eines Tages kam ein Mann auf den Kirchplatz, der erzählte mir, daß der alte Samuel den einen Räuber gefangen habe und eben im Begriff stehe, ihm das Fell abzuziehen. Da Samuels Wohnplatz vom Missionshaus nur fünfzehn Minuten entfernt ist, ging ich schnell hinüber und kam gerade noch zurecht, um zu verhindern, daß der Alte den Schwanz vom Fell abschnitt. Die Regierung zahlt nämlich für jeden ihr gebrachten Tigerschwanz zehn Mark Schußgeld, und dieses wollte sich Samuel nicht entgehen lassen. Als ich ihm aber sagte, daß das Fell ohne Schwanz wertlos sei, ich ihm jedoch das Fell mit Schwanz abkaufen wolle, ließ er den Schwanz am Fell.

Nun mußte ich natürlich erst die ganze Jagdgeschichte mit anhören, die der Alte anderen wenigstens schon viermal erzählt hatte. Die Geschichte lautete so: Samuel und seine Söhne hatten lange Zeit vergeblich nach dem Uebeltäter ausgeschaut und wollten es schon aufgeben, weiter zu suchen. Da endlich entdeckten die Hunde einen der Tiger tief unten in einer Schlucht. Die Jäger standen gerade oben, und es glückte ihnen, durch einen guten Schuß das Tier sofort niederzustrecken. Von dem anderen Tiger aber hörte man nur noch ein paarmal leises Brummen und Brüllen. Dann wurde es ganz still im Tal. Dieser Geselle hat es sicherlich vorgezogen, sich ein anderes Jagdgebiet auszusuchen, wo er ungestörter auf Raub ausgehen konnte. Hier war es ihm zu unsicher geworden.

Rätsel.

Ich trage viele Blätter
Jedoch nicht zum Salat;
Ich habe einen Rücken,
Der ist ganz fest und grad:
Bekomme auch wohl Ohren,
Wenn man mich schlecht bewahrt.
Ich spreche nicht, und dennoch
Bin ich oft sehr gelahrt.
Auch gehe ich zur Schule,
Doch lerne ich nicht mehr.
Kannst du mich jetzt erraten?
Das Rätsel ist nicht schwer. A. Winter.

Herzlichen Dank

für Mk. 40.80, erhalten durch Br. Maier, The Rock, Australien für die Missionsschuld, (20,40 von Br. H. Bender, 15.— von zwei Freundinnen der Mission, 5.— von Br. Maier zur Erinnerung an Br. E. Reichel); für 5.— von den Kindern der Sonntagsschule in Kurzel bei Metz durch Br. E. U.; für Staniol von M. N. 2.— durch Br. Hennig.

Expedition der Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1911. 12. Jahrgang.

Was eine Missionsschwester aus Deutsch-Ostafrika erzählt.

Nach einem Privatbrief aus Ipole in Unyamwesi.

1. Was eine Missonarsfrau geschenkt bekam.

Von unserer Berliner Gemeine war vor mehreren Monaten ein Paket mit Weihnachtsgeschenken nach Deutsch-Ostafrika geschickt worden. Darauf kam ein Dankbrief von einer unserer dortigen Missionarsfrauen, Schwester Wiersma geb. Lincke, in dem mancherlei erzählt wird. Ich denke, dies und das wird auch die Leser von „Nord und Süd" interessieren.

Zunächst etwas von den Gaben, und wie sie aufgenommen wurden. Da war z. B. ein Stück weißes und ein Stück rotes und blaues Zeug geschickt worden. Dazu bemerkt die Briefschreiberin: Die Empfänger werden sich darüber sehr freuen. Sie tragen ja statt der Kleider solche Stücke Zeug, die so groß sind, wie kleine Bettücher. Mit dem roten Zeug aber will ich einzelne Kleider besetzen. Und der blaue Streifen gibt eine Menge Gürtel ab, mit denen die Leute die Kleider festhalten.

Nicht minder freute sich die Missionarsfrau über Tintenpulver, das sie erhielt und das sie für sich selbst sofort gebrauchen konnte, während sie all die anderen schönen Sachen bis Weihnachten aufheben mußte, um sie dann ihren lieben Schwarzen zu bescheren. Tintenpulver ist etwas für die Tropen sehr Praktisches, denn die flüssige Tinte trocknet in der Hitze sehr schnell aus. Von diesem Tintenpulver aber löst man jedesmal nur ein wenig in Wasser auf, um es flüssig zu machen. So vertrocknet doch nicht gleich die ganze Menge. Nicht wahr, wir bitten Schw. Wiersma, daß sie uns mit der neuen Tinte bald einmal wieder einen schönen Brief schreibt. Gelt?

2. Was eine Missionarsfrau zu arbeiten hat.

Im weiteren Verlauf ihres Briefes plaudert die Schwester von all der Arbeit, mit der ihre Zeit ausgefüllt ist.

Wenn sie gesund ist und sie nicht das böse Malariafieber oder das noch schlimmere Schwarzwasserfieber, was sogar zum Tode führen kann, plagt, dann gibt es der Arbeit übergenug. Da ist schon allein der Haushalt, der im fremden Lande viel Arbeit macht. Da gibt es ja weder Bäcker noch Fleischer, noch Gärtner, bei denen man schnell Brot, Fleisch, Gemüse kaufen könnte; sondern alles, was man zum Leben braucht und haben will, muß man selbst sich machen und beschaffen, backen, schlachten, graben, gießen, säen, ernten. Ein klein wenig helfen ja mit der Zeit die Eingeborenen, aber erstens muß da der Europäer oder seine Frau doch immer noch dabei sein und helfen und dann werden die Schwarzen immer



Ipole, Missionsstation der Brüdergemeine in Deutsch-Ost-Afrika.

sehr schnell müde. — Das Bild, was wir auf Seite 4 brachten, zeigt uns die Frau eines Missionars bei der großen Wäsche, bei der ihr einige Eingeborenen helfen. — Einen besonderen Aufwand an Kraft erfordert die Erntezeit mit dem Trocknen der Früchte und dem Muskochen, was man natürlich den Schwarzen nicht überlassen kann und will.

Aber auch an der Missionsarbeit nimmt die Missionarsfrau teil. Sie macht Hausbesuche, sie hilft bei der Arzneiausgabe und Bedienung der Kranken, sie hält endlich auch den kleinen Kindern Schule.

Davon erzählt unsere Freundin noch ausführlicher.

3. Was unsere Schwester in der Schule erlebte.

Mädchen waren es, die Schwester Wiersma zu unterrichten hatte. Sie kann ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie ziemlich regelmäßig kommen. Versteht sich denn das nicht von selbst? Hier bei uns da trollt doch jedes Kind an jedem Morgen zur Schule, es müßte denn sein, daß es krank zu Bett läge und durchaus nicht den Unterricht besuchen könnte. Ja, das ist aber in Inner-Afrika noch nicht so. Da gibt es das, was man Schulzwang nennt, noch nicht. Da steht es den Eltern noch frei, ihre Kinder zur Schule zu schicken oder nicht. Ist das schöner als bei uns? Ganz gewiß nicht, denn bei uns ist doch durch den Schulzwang dem vorgebeugt, daß eins von den Kindern ganz dumm und unwissend bleibt und im späteren Leben verlacht wird. Nicht wahr? Es wird auch in Afrika die Zeit des Schulzwangs kommen. Da es aber jetzt so weit noch nicht ist, so freuen wir uns doppelt, das jene Mädchen ziemlich regelmäßig zur Stelle sind. Zumal Mädchen, die im Heidenlande so häufig noch viel weniger nach Schulweisheit verlangen als die Burschen. Von einigen sagt Schw. Wiersma, daß sie überhaupt nie gefehlt hätten, andere hatten nur einzelne Fehltage. Sie werden nämlich nach jeder Schulstunde aufgerufen und alle, die da sind, bekommen einen Strich ins Buch. Wenn Schw. Wiersma das Aufschreiben einmal vergißt, dann rufen sie selbst: „Bibi“ (Frau), aufschreiben!“ Denn sie wollen doch auch nicht umsonst zur Schule gekommen sein.

„Die drei Mädchen aus der ersten Abteilung, so lassen wir unsere Schwester selbst erzählen, müssen die ersten zwanzig Minuten bei den Kleinsten helfen und sie lesen lehren. Das ist ihnen aber garnicht recht, und sie klagen, die Kleinen wären trotzig und große „vabumbu“, das heißt Dummköpfe. Da muß ich sie immer aufmuntern und an die Zeit erinnern, wo sie selbst Dummköpfe waren. Von den beiden Christen, die mir in der Schule helfen, hatte der eine weder Lust noch Begabung für diesen Dienst, sodaß seine Gruppe Kinder auch die Lust zur Schule verlor. Der andre hat leider etwas Böses getan und durfte deshalb nicht mehr Schule halten. Im Nu ist immer eine Schulstunde vorüber, und ich habe gar nicht viel Zeit, mich für die Kinder so herzugeben, wie ich möchte und müßte.

Mit den Großen rechne ich jetzt. Das wird ihnen, ja allen Eingeborenen, entsetzlich schwer. Es ist gerade, als wenn dem ganzen Volke der Sinn fürs Rechnen fehlte. Sie verstehen allenfalls, daß z. B. $3 + 3 = 6$ ist, aber daß $1 + 5$ oder $2 + 4$ auch 6 ergibt, ist ihnen ganz unbegreiflich. Ja, das Zusammenzählen und das Abziehen geht schießlich noch, aber um ihnen das Multiplizieren, das Malnehmen beizubringen, dazu braucht's Wochen Geduld. Immer wieder zählen sie zusammen, statt zu multiplizieren. Wenn sie aber endlich etwas begriffen haben, dann ist auch die Freude sehr groß.

Beim Lesen ist's dasselbe. Es dauert sehr lange, bis sie endlich mit Verstand lesen. Sind sie aber so weit, dann ist's wirklich reizend anzusehen, mit welch strahlenden Gesichtern sie ein Wort nach dem andern entziffern. Die eine Kleine sagt dazwischen dann immer leise „wangu, wangu“, „d. h. schnell“, weil ihr die anderen zu langsam lesen.

Von denen, die noch keinen „massalla“, d. h. Verstand haben, fehlt immer eine oder zwei oder gar mehr. Wenn ich dann frage, warum sie nicht kommen, so ist die regelmäßige Antwort: sie ist krank! Frage ich weiter: „Was fehlt ihr denn?“ so heißt's gewöhnlich: „mutwe“ oder „munda“. Mutwe heißt Kopf und munda Leib. Sagen sie Kopf, dann hat das Kind Fieber, sagen sie Leib, so tut ihm der Magen weh. Sehr oft belügen sie mich aber, denn oft hatte die Betreffende nur Schulfieber. Was die Lüge betrifft,

so stimmt es uns recht traurig, daß schon die Kleinen mit dem unschuldigsten Gesicht große Unwahrheiten sagen können.

Das Singen haben die Kinder sehr gern; und sie singen auch gut. „Ihr Kinderlein kommet“ und „Gott ist die Liebe“ singen sie sehr hübsch, sogar zweistimmig und wirklich rein. Sie haben es auch sehr gern, wenn ich dann die dritte Stimme dazu singe. Hier und da brummt dann eine von den Kleinsten, weil sie auch gern dritte Stimme probieren möchte. Wenn ich aber frage: „Wer ist denn da wieder „simba, d. h. Löwe, was hier heißen soll: wer ist der Brummer?“ dann geben die anderen gleich den kleinen Sünder an. Hier in Ost-Afrika „brüllt“ nämlich der Löwe nicht, er läßt nur ein lautes, tiefes Grollen hören.

4. Die Löwenplage in Ipole.

Da bin ich auf die Löwen gekommen. Seit April sind in unserer Nähe zehn Löwen getötet worden. Acht davon wurden vergiftet und zwei von den Schwarzen mit Spießen getötet. Die ersten drei hatten eine alte Frau morgens einhalbacht Uhr überfallen und denkt Euch! — halb aufgefressen! Die Frau hatte in ihrem Feld Mais geerntet. Da ließ Br. Brauer durch einen Christen ein Stück Fleisch vergiften und als Lockspeise für den Missetäter hinlegen. Und wirklich: am nächsten Morgen lagen an dieser Stelle drei tote Löwen. Die Leute hielten diese Löwen für verzauberte böse Menschen, weil sie Menschen angefallen hatten. Aus diesem Grund verbrannten sie sie auf einem großen Scheiterhaufen. Bald darauf fielen einige Löwen einen entlaufenen Ochsen an und verzehrten auch den. Den Rest, den sie übrig ließen, vergiftete mein Mann, und daran fraßen sich wieder drei Löwen tot. Mit zwei andern Löwen ging es ebenso. Die sieben letzten Löwen wurden begraben, weil das nach Meinung der Schwarzen nur richtige Löwen waren. Die Leute brechen immer in einen fürchterlichen Freudenlärm aus, wenn wieder einmal solche gefürchtete Raubtiere ihr Leben lassen mußten.

Es gibt hier in Ipole sehr viel Raubtiere. Während ich schreibe, höre ich immerfort einen Schakal blaffen, und oft schleicht ein Leopard abends und nachts ums Haus herum und grunzt dabei.

5. Vom Hausbau, von Schlangen und Skorpionen.

In Ipole wird ein neues Haus für ein zweites Missionspaar gebaut. Der Bau schreitet schön vorwärts. Das Haus hat schon den Dachstuhl, und das Wohnhaus wird verputzt. Aber die äußere Arbeit ist für den betreffenden Bruder eine große Geduldsschule; denn das Bauen geht hier nicht so schnell wie in Deutschland. Man hat hier sehr viel Menschen nötig zu einem solchen Bau, weil alles, alles: Wasser, Sand, Lehm, Steine, Holz, auf den Köpfen und Schultern herzugetragen werden muß. Viele Arbeiten muß der Missionar natürlich selbst aus-



Soldaten der Schutztruppe auf dem Marsch bei Utengule, Deutsch-Ost-Afrika.

führen, und diese Zeit macht sich dann der ganze Trupp Eingeborener zu nutze und faulenzt.

Es ist gegenwärtig furchtbar heiß in unserem Zimmer, und mein Mann hat sich deshalb an die offne Türe gesetzt. Da springt er eben auf; um ein Haar hätte ihn eine Schlange gebissen, eine von denen, deren Biß blind macht. Er bekommt sie aber noch und hat sie eben getötet. — Wir haben Grund, dem Herrn für seine freundlichen Bewahrungen zu danken. Erst kürzlich sah ich im letzten Augenblick, daß ich im Begriff war, mich auf eine kleine giftige Schlange zu setzen; und bald darauf war ich beim Baden mit bloßem Fuß fast auf einen Skorpion getreten. Die Skorpione sind interessante Tiere. Vor einiger Zeit kam mein Mann zur Essenszeit heim und sagte: „Ich bring Dir etwas Hübsches mit.“ Ich dachte, es würde eine hübsche Blume sein, denn mit Blumen macht er mir oft Freude. Aber statt Blumen wickelte er mir aus einem großen Blatt einen alten Skorpion aus, der seine fünf Jungen auf dem Rücken trug; als eins herunterfiel, dauerte es nicht lange, so war es wieder auf seinem alten Platz.

Und damit für heut Gott befohlen!“

Der Geburtstag unserer Kaiserin in Deutsch-Ost-Afrika.

Bruder Gemuseus in Rungwe erzählt:

Heute ist der 22. Oktober, der Geburtstag unserer Kaiserin, der in unserer Kolonie ebenso allgemein wie Kaisers Geburtstag gefeiert wird. Nur etwa zwanzig Minuten von der Station Tandala entfernt liegt die Bezirksnebenstelle Makete. Dorthin waren alle Bewohner Tandalas für den Nachmittag geladen, und wir, die wir gerade dort zu Besuch waren, begaben uns auch dort hin. Was wollten wir in Makete? Makete ist ein Militärposten. Durch die Erfahrungen im ostafrikanischen Aufstand 1905 belehrt, hat die Regierung hie und da im Lande kleinere und größere Militärposten errichtet, in die sich die Europäer bei einer Wiederholung des Aufstandes zurückziehen könnten und die als Stützpunkte für die Beruhigung des Landes gute Dienste leisten werden. Diesem Zweck soll für das Kingaland Makete dienen. Hier hat damals der Aufstand recht vernehmlich an die Pforten geklopft und die Missionare in Tandala waren genötigt, sich in ihren Häusern zu verschanzen. Die Befestigungen von Makete sind zur Zeit noch nicht fertiggestellt; ein Wohnhaus aber ist vollendet, ein dicker Turm und starke Mauern sind im Bau.

Heute aber sind die Kingahäuptlinge und eine große Schar Schaulustiger hier zu einer frohen Festlichkeit versammelt. Sie führen uns erst einen wilden Kriegstanz vor, bei dem eine große Schar gegen einen eingebildeten Feind mit drohend geschwungenen Speeren stürzt, dann plötzlich sich wendet und ebenso schnell wieder verschwindet, natürlich unter ohrenbetäubendem Geheul. Fast konnte einem angst werden, als die Schar immer wieder gegen uns anstürmte.

Heute aber haben sie etwas Besseres zu tun als an Krieg zu denken. Drei große Ochsen und mehrere Kübel mit Getränk sind zur Bewirtung herbeigeschafft worden. Während sich nun die schwarzen Soldaten an das Schlachten und Verteilen des Fleisches machen, werden auch wir von dem liebenswürdigen Verwalter des Postens mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Dann gibts allerhand Volksbelustigungen; natürlich übt die Kletterstange mit ihren Tüchern, Mützen und Gürteln eine große Anziehungskraft aus; freilich ist sie mit grüner Seife eingerieben, sodaß erst nach vielen vergeblichen Versuchen einer glücklich hinaufgelangt und die Spitze erklimmt. Bei sinkender Sonne wenden wir uns wieder der Missionsstation Tandala zu. Unserer lieben Kaiserin aber haben wir gebührend gedacht und ihr für ihr neues Lebensjahr Gottes Segen gewünscht.

Rätsel.

Mit dem r am Ende,
Führet mich des Schmiedes Hand,
Mit dem l am Ende
Bin als Schaf ich nur bekannt.
Mit dem r am Ende
Lebe ich im salzgen See,
Mit dem l am Ende
Schweb ich über duftgem Klee.

Auflösung des Rätsels in Nr. 1: Das Buch.

Herzlichen Dank

für 5 Mk., Sammlung unter den Schülern in Marklissa durch P. Wieder.

Mk. 2,55 von Frl. S. Schoenawa, Mk. 6.60 gesammelt bei den „Ersten“ der Mädchenanstalt in Gnadenfrei, zusammen Mk. 9.15 zur Tilgung der Missionsschuld durch Schw. L. Thies, daselbst, erhalten zu haben, wird mit herzlichem Dank bescheinigt

Expedition der Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3 — März 1911. — 12. Jahrgang.

Die Liebe des guten Hirten zu den anderen Schafen.

Joh. 10, 4—12a und 16.

Eine Missions-Kinderstunde vom Herausgeber.

1. Wie mühsam haben es die Hirten!

Es war Herbst. Da ging ich durch die Felder, um mich an Gottes freier Natur zu erquicken. Das Gras auf den Wiesen war zum letzten Male geschnitten und ruhte schon auf dem Heuboden. Drüben aber, auf der nächsten Wiese, weidete eine Herde Schafe. Wie die da emsig zupften und sich's gut schmecken ließen! Sie fanden auch noch allerlei, noch manch schönes Kräutlein reckte sich in die Höhe. Als die meisten Gräser abgefressen waren, zerstreute sich die Herde, das eine Schäfchen lief nach rechts, das andre nach links, und weil die Wiese an einer Berglehne, ja, an einem Abhang lag, mußte der Hirte, unterstützt von seinem Hündchen, gut Acht geben, daß die Schafe sich nicht verliefen oder gar den Abgrund hinabstürzten. Ehe er sich's versah, da war ein Schäfchen dicht am Abhang, ums Haar wäre es hinabgeglitten, aber der Hirt konnte es noch zu rechter Zeit zur Herde zurückführen.

Wie dachte ich bei diesem Bilde an das Wort unseres Textes, in dem der Heiland sagt: „Ich bin der gute Hirte!" Und er fährt gleichsam fort: Ihr Menschen seid meine Schafe, und ich mache es mit euch gerade so, wie ein Hirt mit seinen Schafen, ich bin um euch besorgt, daß ihr nicht zu Schaden kommt, denn ihr seid mein Eigentum, das ich herzlich lieb habe.

Das Wort hat der Heiland in Palästina gesprochen, wo es die Hirten noch viel schwerer haben, ihres Amtes zu warten als bei uns. Dort lagern die Herden Tag und Nacht im Freien, wie ihr aus der Weihnachtsgeschichte wißt, in der es heißt: Es waren Hirten auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. Palästina ist ein Land, in dem die Sonne heiß auf die Erde brennt, wo der Boden ausgedörrt ist und es wenig Futter gibt; da muß der Hirt mühsam nach ausreichender Weide für die Schafe suchen. In Palästina gibt es auch viel Dorngestrüpp, da muß der Hirt zusehen, daß kein Schäflein in die Dornen gerät und sich verletzt. Endlich gibt es in Palästina auch viel felsige Hügel, da muß der Hirt noch darauf achten, daß die Schafe sich nicht versteigen, in der Irre gehen oder einen Fehltritt tun und in den Abgrund fallen.

2. Der „gute Hirte."

Aber noch viel, viel sorgsamer als alle menschlichen Hirten ist der gute Hirte gegen uns Menschen. Schon unsern Leib behütet er Tag und Nacht, daß wir unseren Fuß nicht an einen Stein stoßen, wenn wir nur die Hände falten und ihn um seinen Schutz

bitten. Besonders ist er darauf bedacht, daß unsere Seele keinen Schaden nimmt, daß wir nicht in zu schwere Versuchung geraten und Sünde tun. Und das alles tut er aus Liebe zu uns. Ja, er hatte die Menschen so lieb, daß er sein Leben für sie, seine Schafe, ließ, daß er für sie litt und am Kreuze starb.



Kwattahede im Surinamer Buschland.

Ach liebe Kinder, wenn ihr doch diese Liebe recht bedenken und auf euer Herz wirken lassen wolltet! Was bedeutet das doch, daß uns der Heiland als sein Eigentum nicht losläßt, sondern treu um uns bemüht ist! Was für einen herrlichen Trost gewährt es, wenn ihr das wißt, daß euch der Heiland an seiner Hand halten will, damit ihr euch nicht von ihm verirrt! Von ihm verirrt ihr euch jedesmal, wenn ihr Sünde tut, wenn ihr euch streitet, wenn ihr nicht fleißig lernt, wenn ihr euren Eltern und Lehrern nicht folgt, wenn ihr schlechte Dinge redet, wenn ihr gar lügt und betrügt. Sünde aber hat in der Nähe des Heilands keinen Platz, daher auch keine Sünder. O wie schrecklich, wenn einer sich ganz vom guten Hirten weg verirrt und dann noch tiefer fällt als ein Schäflein in den Abgrund, denn ein solcher geht verloren. Ein entsetzliches Wort! Es bedeutet ewig vom Heiland getrennt und darum ewig unglücklich sein! Wie gut hat es dagegen ein Schäflein Christi, das sich vom guten Hirten hegen und pflegen und lieben läßt durchs ganze Leben! Ja das kann aus vollem Herzen singen: „Weil ich Jesu Schäflein bin, freu ich mich nur immerhin usw.," und am Ende des Lebens jubelt es erst recht: „Und nach diesen schönen Tagen werd ich endlich heimgetragen in des Hirten Arm und Schoß. Amen ja, mein Glück ist groß." Darum, liebe Kinder, bleibet beim guten Hirten! Jeden Morgen und jeden Abend bittet ihn um seinen Schutz! Und besonders, wenn euch Sünde naht, flehet ihn um Hilfe an, so werdet ihr ewig glücklich und selig sein!

3. Die „anderen Schafe", die Heiden.

Der gute Hirte hat aber nicht nur weiße Menschen lieb und nennt sie seine Schafe, sondern auch schwarze und rote und gelbe. Ihr wißt ja, daß solche Menschen fern von uns wohnen in den eisig kalten Ländern, wie in den glühendheißen Gegenden der Erde, jenseits der großen Meere. Auch für diese Menschen gab der Heiland sein Leben dahin, auch sie liebt er als sein Eigentum, darum hat er dem Wort: „Ich bin ein guter Hirte" das andere beigefügt: „Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle", d. h. die gehören nicht zum Volk Israel, unter dem ich grade jetzt lebe, „die muß ich auch herführen, und dann wird eine Herde und ein Hirte sein". Weil der Heiland auch diese Schafe herführen muß, hat er in alle Welt Boten geschickt, das sind die Missionare, die sollen es den andern Schafen, d. h. den Heiden sagen, daß es auch für sie

einen Heiland, einen Retter gibt, der ihre Sünde wegnehmen und sie als der gute Hirte weiden, vor Schaden behüten und schließlich ewig glücklich machen will.

4. Ein Tongefäß — ein Gott!

Was ist das Herrliches für die Heiden, das zu hören! Die leben ja so ganz ohne unsern Gott und wissen nichts von seiner Liebe zu ihnen, sie beten Götter oder Götzen an, die ihnen nichts helfen können. Und gegen einander haben die Heiden auch keine Liebe, sondern fürchten sich vor ihrer eigenen Grausamkeit; sie leben und sterben dahin wie die Tiere. Zu Haus habe ich einen tönernen Topf, der mit weißer Tonerde gefüllt ist. Der hat früher tief drinnen im Urwald Surinams gestanden. Denkt euch, dieser Topf war ein Gott; wenigstens hielten ihn die Heiden dafür und beteten ihn an. Die Buschneger haben den Topf selbst gemacht. Wie kommen sie aber dazu, etwas, was sie selbst gemacht haben, für einen Gott zu halten? Nun ihre Gedanken haben sie doch auch dabei. Schon das ist in ihren Augen etwas merkwürdiges, daß aus Ton so etwas wie ein Topf sich herstellen läßt, da, denken sie, müssen doch höhere Mächte mit im Spiele sein, die das möglich machen. Und die weiße Erde, die in den Topf hineingetan wird, halten sie auch als etwas besonderes für heilig, weshalb sich die Priester auch mit ihr den ganzen Körper bemalen. Und diese weiße Erde mischen sie mit Kräutern. Diese wieder sind ihnen verehrungswürdig, weil sie wie alle Pflanzen ein Leben in sich tragen. Das versteht man in jenen Ländern noch besser wie bei uns, denn dort sterben die Blätter und Pflanzen nicht nach jedem kurzen Sommer ab, sondern werden immer größer und größer, bis sie zu Bäumen geworden sind oder zu mächtigen Schlingpflanzen, die sich im Wald von Baum zu Baum recken und ranken. Wegen dieses Lebens in den Pflanzen verehrt sie der Heide als Gott. Dazu kommt, daß die Kräuter Kräfte besitzen, heilvolle wie unheilvolle, die man Gift nennt, und auch dieses Geheimnis, das sie in sich tragen, führen die Heiden auf einen Gott zurück, der in ihnen lebt. Die Kräuter mischt er nun mit der Tonerde, auch mit Wasser, Bier oder Branntwein, und das alles tut er in den Topf und bewahrt diesen dann in seiner Hütte, denn diese göttlichen Kräfte — sagen wir nun: dieser Götze — soll ihm in allen Dingen helfen, ihm Regen verschaffen, wenn der Boden dürre ist, seinem Felde Früchte bescheren, andere Menschen ihm geneigt machen usw.



Tibetische Heiden beim Fußballspiel in Kyelang (Himalaya.)

5. Andere Götzen.

Neben diesen ihren Hausgötzen besitzen diese Heiden auch solche aus Holzstücken, in die sie zwei Menschengesichter geschnitzt haben, die sie vor das Haus, an den Weg und vor das Dorf stellen. Ja, weil sie diese Götzen nicht überall mitnehmen können, hängen sie sich als Ersatz allerlei Zaubermittel um den Hals: Vogelfedern, Nägel, Holzstückchen, und was weiß ich mehr, die auch helfen sollen. Und über allen, allen Götzen steht der oberste Gott, den sie Grantatta oder Großpapa nennen.

Wie arm sind doch solche Heiden, wenn ihre Götter nur Pflanzen und Töpfe sind! Die können ja doch nicht helfen, wenn die Menschen in Gefahr kommen, sie können vollends nicht von der Sünde und dem ewigen Verderben befreien. Um so herrlicher dann, wenn der gute Hirte auch solche Schafe

sucht und findet und so weit bringt, daß sich diese Götzenanbeter davon überzeugen müssen, daß ihre Götter nichts sind, daß sie dagegen, wenn sie an unseren Gott im Himmel glauben und den Heiland als ihren guten Hirten aufnehmen, die Seligkeit erlangen, hier und dereinst!

(Schluß folgt.)

Was die Heiden beim Anblick des Kometen dachten.

1. Heidnische Furcht in Deutsch-Ostafrika.

Furcht kennzeichnet das Leben der Heiden. Mit unsagbarer Angst erwarten sie das kommende Uebel; denn ihr Gewissen peinigt sie. Eliphas hat Recht, wenn er sagt: „Der Gottlose — der Mensch, der Gott nicht hat und Ihn nicht kennt — bebet sein Leben lang.“ So hat das Erscheinen des Kometen überall in der Welt unter den Gottlosen Angst und Schrecken verbreitet. Wie sich die Heiden zu diesem Naturereignis stellten, zeigt folgender Bericht des Missionars Zeeb in Isoko: „Das Erscheinen des Kometen hat auch hier in Bundali die Gemüter sehr beunruhigt. Das konnte ich beobachten, als ich eines Abends spät von dem Außenposten Ndembo heimkehrte. Die Sterne funkelten in hellem Licht, und der Komet war prächtig zu sehen. Auf dem Wege begegneten uns zwei bekannte Männer. Kaum waren wir an ihnen vorübergegangen, da drehten sie um. Einer von ihnen faßte mich am Arm und sagte leise und ängstlich gen Himmel zeigend: „Ilima, siehst du den Stern?“ „Ja,“ erwiderte ich, „wir haben ihn schon lange gesehen. Aber warum fürchtest du dich denn?“ „Ich weiß nicht, vielleicht müssen wir sterben!“ „Nein“, antwortete ich, „seht, diesen großen Stern hat Gott der allmächtige Schöpfer gemacht wie alle Sterne, die am Himmel stehen. Sie ehren Gott durch ihre Pracht, und auch ihr sollt Gott ehren!“

2. In China.

Der Halleysche Komet hat in China nicht so enttäuscht, wie in Deutschland. Vor allem aber hat diese Himmelserscheinung dort allerlei eigenartige Gedanken in den Köpfen angeregt. Man prophezeite Unheil, ja Krieg und Revolution. Die Mission hat dem mit Macht entgegengewirkt. Die Missionare der Rheinischen Mission haben sich nie so mit Astronomie beschäftigt wie damals und haben volkstümliche Schriften und Erklärungen über den Kometen verfaßt und verbreitet. In einer der Missionsschulen erwartete man den Kometen mit ganz andrem Interesse. Lehrer und Schüler waren schon oft vergeblich auf den Stationsberg geklettert, um den Wunderstern zu sehen und hatten Abend für Abend den Himmel beobachtet. Da plötzlich eines Nachts wurden sie durch ein donnerähnliches Getöse geweckt. Was war's? Ein Schüler hatte früh um $^1/_4$ 4 Uhr den Kometen entdeckt. Das ging wie ein Lauffeuer durch den ganzen Schlafsaal. Alles sprang aus den Betten und eilte ins Freie. Da stand der Komet, klar und deutlich! Mit ungezählten Fragen bestürmten nun die Schüler ihren Lehrer, und es war nur gut, das dieser sich rechtzeitig auf die außergewöhnliche Astronomiestunde vorbereitet hatte. (Barmer Berichte).

3. Am Nyassasee.

Unvergeßlich wird uns, scheibt Br. Jansa, der Anblick sein, der sich uns am Morgen des 13. Mai bot. $^1/_2$ 5 Uhr morgens mochte es sein. Die Leute kamen uns wecken. Wir wußten, um was es sich handelte, denn wochenlang schon warteten wir jeden Morgen auf den — Kometen. Er war schon da, aber die dichten Wolken der Regenzeit verhüllten ihn Tag für Tag. Doch an jenem Morgen war der ganze östliche Himmel wolkenfrei. Da stand der Komet in voller Pracht über den Bergen. Sein Schweif ragte in mildem Licht bis über den Zenit und spiegelte sich im See. Auch die Kinder liefen herbei, um das Schauspiel zu betrachten. Es übertraf an Schönheit jede Vorstellung von dem, was wir für möglich gehalten hatten. Leider hatten wir die Begleiterscheinung verpaßt, doch unsere Leute erzählten uns davon. Das Aufgehen des Kometen war von einem Sternschnuppenschwarm begleitet, bei dem man ein Knistern deutlich hörte. Und die Losung an jenem Tage lenkte unsere Herzen auf den, der die Sterne alle mit Namen nennt: Singet von ihm, lobet ihn, redet von allen seinen Wundern! Ps. 105, 2.

Rätsel.

Wenn wir es noch nicht sind,
Sind wir es sehr —
Sind wir es einmal erst,
Sind wir's nicht mehr.

M. B.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Hammer, Hammel, Hummer, Hummel.

Herzlichen Dank

für Mark 3.22 von Annelie, Hellmuth und Hanns von Wilamowitz-Moellendorf in Hohen-Niendorf, Meklbg.

Mark 3.80 von einigen Lesern des „Aus Nord und Süd“, durch W. Wetzig, Tanndorf (Mulde) für unser Heidenmissionswerk

Von und durch Frl. Schaumburg, Melsungen Mk. 30.40, A. W., Melsungen Mk. 5.—, zusammen Mk. 35.40 durch Br., Chr. Wiemer, Neudietendorf für unser Heidenmissionswerk

Zwei Pakete Stanniol von K. Heidrich, Breslau empfangen zu haben bescheinigt mit herzlichem Dank an die fleißigen Sammler **Expedition der Missionsverwaltung.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1911. 12. Jahrgang

Wie der Graf Zinzendorf die Kinder beten lehrte.

Ein Lied zum Auswendiglernen in der Passionszeit.

Ich bin ein kleines Kindelein
Und meine Kraft ist schwach;
Ich wollte gerne selig sein
Und weiß nicht, wie ich's mach'.

Mein Heiland, Du warst, mir zu gut,
Ein armes, kleines Kind
Und hast mich durch Dein teures Blut
Erlöst von Tod und Sünd'.

Ach, liebster Heiland, rat' mir nu,
Was ich aus Dankbarkeit
Für alle Deine Liebe tu,
Und was Dein Herz erfreut.

Ich armes Kindlein aber kann
Nichts von mir selber tun;
Drum hilf mir, o Du starker Mann,
Herr Jesu, hilf mir nun!

Ach, nimm mein ganzes Herz Dir hin,
Nimm's, liebster Jesu, an,
Ich weiß ja, daß ich deine bin,
Du teurer Schmerzensmann.

Die Liebe des guten Hirten zu den anderen Schafen.

Joh. 10, 4—12a und 16.
Eine Missions-Kinderstunde vom Herausgeber.
(Schluß)

6. Wie die Götzenanbeter in Bedoti Christen wurden.

Denkt euch, in jenem Dorfe (es heißt Bedoti), in dem dieser Topf noch vor wenigen Jahren als Götze verehrt wurde, steht jetzt ein schönes Kirchlein, das (im September 1902) von Missionar Zuch eingeweiht werden konnte. Und die Leute hatten sich dieses Gotteshaus selbst gebaut. Wie war das gekommen? Anderthalb Stunden von Bedoti liegt unsre Missionsstation Gansee. Der Missionar, der dort wohnte (der eingeborne Prediger Yveraar, gesprochen Eiferaar), hatte oft in Bedoti besucht und den Leuten die suchende Liebe des guten Hirten angepriesen; und das hatte die Wirkung gehabt, daß sich eine ganze Anzahl Heiden vom guten



Australische Eingeborene. Schlafstätten der Kinder in Mapoon

Hirten finden ließen und Br. Zuch am Einweihungstag 21 Personen taufen konnte. Unter diesen befand sich der Häuptling, dessen Götze der obenbeschriebene Topf war. Alle diese Täuflinge händigten jetzt dem Missionar ihre Götzen aus; sie übergaben aber auch dem Heiland ihre Herzen, und so konnte der gute Hirte hier wieder einige von den „anderen" Schafen zu seiner Herde führen. Wie fröhlich hören diese jetzt auf seine Stimme und folgen ihm!

7. Der kleine Godjo verbrennt sich.

Aber natürlich wurden nicht alle Dorfbewohner auf einmal Christen. Ach nein! Da stand noch manches Götzenhaus, noch mancher Topf, und viele Leute trugen noch Vogelfedern, Vogelkrallen, Vogelköpfe als Schutzmittel bei der Arbeit und auf Reisen. Sie führten auch noch wilde Tänze zu Ehren ihrer Götter auf. Was geschah da einmal? Eine Frau hatte grade ihr Mittagessen bereitet. Als es genug gekocht hatte, nahm sie den Topf schnell vom Feuer, stellte ihn auf eine Bank und ging nun eiligst, um auch noch etwas mit zu tanzen. In der Nähe stand ihr kleiner Junge. Der hatte Hunger, ja es hungerte ihn so, daß er bald bitterlich weinte; aber die Mutter hörte den kleinen Godjo (so hieß der Bursche) nicht oder wollte ihn nicht hören, sie mußte erst noch den Götzen dienen. War es da dem Kleinen zu verargen, daß seine Augen immer begehrlicher auf den Topf fielen, der doch das enthielt, womit er seinen Hunger stillen konnte? Näher und näher rückte er auf ihn zu. Jetzt hatte er ihn erfaßt, aber o weh! er hielt ihn nur oben am Rand, der Topf purzelte um und bald war der ganze heiße Inhalt dem armen Burschen auf den Leib geschüttet, auf den bloßen Leib, denn Kleider hatte der Heidenknabe nicht an. O, gab das ein Schreien! Es war entsetzlich. Godjo hatte große Schmerzen, er hatte sich entsetzlich verbrüht, man konnte stellenweis die Haut vom Körper abschälen. Nun bekamen die Heiden Angst, wußten aber doch keinen Rat, was sie machen sollten. Wo waren nun die Götter, die hätten helfen können?

Nur unser Gott konnte helfen. Das ahnten die Heiden auch, denn eiligst kamen sie zu Schwester Zuch gelaufen und baten um Hilfe. Als diese das Kind erblickte, erschrak sie. „Schickt nur gleich zum Arzt!" war ihr erstes Wort. Ja aber der Arzt, der am nächsten wohnte, war nur in einem Tag zu erreichen; darum flehten die Heiden, Schw. Zuch möge nur tun, was sie selbst für gut hielt. So nahm die Missionarsfrau den fast verbrühten kleinen Körper, bestrich ihn sorgsam mit Öl und legte Watte darauf, um die Schmerzen zu stillen. Ja das ging aber nicht so schnell; der Kleine schrie und schrie, daß es ein Jammer war anzuhören. Tagelang litt er entsetzlich, besonders weh tat es immer, wenn die Watte abgenommen und durch neue ersetzt werden mußte. Wenn der Knabe einmal besonders arge Schmerzen hatte, gab ihm seine treue Pflegerin ein Stück Zucker.

8. Der kleine Godjo hört vom guten Hirten.

Und was tat sie noch? Sie erzählte dem Kleinen viel vom Herrn Jesus, dem guten Hirten, der auch die schwarzen Kinder sehr lieb habe. O wie war da der Bursche ganz Ohr und horchte und lauschte, daß ihm kein Wort entging. Darüber vergaß er seine Schmerzen und wurde ruhiger. Nach einigen Tagen kam Br. Zuch, der verreist gewesen war, und freute sich, daß die Heilung schöne Fortschritte machte und daß der Knabe schon so viel vom Heiland wußte und erzählte ihm nun noch mehr vom guten Hirten und von all dem Guten, was er uns im Leben und im Sterben, ja auch nach dem Tode schenken will, wenn wir ihm nur vertrauen. Er erzählte auch von den Engeln, welche alle guten Kinder nach diesem Leben in den Himmel tragen, wo sie nicht mehr zu hungern und keine Schmerzen zu erdulden hätten.

9. Godjo in des Hirten Arm und Schoß.

Allmählich heilten die Brandwunden, nur die schlimmsten Stellen taten noch weh. Aber ach, jemehr diese Krankheit zurückging, um so mehr trat ein anderes Übel hervor, an dem der Kleine früher einmal gelitten hatte, die schlimme Hautkrankheit, die fast alle Negerkinder einmal durchzumachen haben und die den Namen Jaß trägt. Die kann nur mit

Höllensteinbeizungen vertrieben werden, und diese sind sehr schmerzhaft. Die Heiden hatten geglaubt, die Faßkrankheit würde durch das Verbrühen entfernt worden sein, nun war sie wieder da. Eines Tages war das Kind wieder verbunden worden, und Schw. Zuch freute sich grade, daß nun fast alle Brandwunden geheilt waren; wie erschrak sie aber, als sie dem Knaben tief ins Auge sah! Was war geschehen? Am Tag vorher war er besonders munter und vergnügt gewesen, und jetzt sah er plötzlich wieder recht krank aus. Br. Zuch erkundigte sich bei den Leuten, was sie mit dem Kinde angefangen hätten. Sie meinten: „Wir haben ihm Medizin gegen die Hautkrankheit gegeben.“ — Zwei Stunden später wurden Br. und Schw. Zuch wieder zu dem Knaben gerufen, da — lag er bereits im Sterben! Noch war Zeit, ihn ein letztes Mal auf den Heiland hinzuweisen, ihn zu ermahnen, sich dem guten Hirten vertrauensvoll zu übergeben, der ihn in ein besseres Land, in ein schönes Paradies bringen werde, wo Freude die Fülle wohne. Andächtig faltete da der kleine Godjo seine Hände und blickte getrost und freudig auf den Missionar, der ihm als ein rechter Bote des wahren Gottes erschien. Noch konnte Br. Zuch mit dem Knaben beten, Godjo war ganz bei der Sache, aber es dauerte nicht lange, da war er hinübergeschlummert, und Engel trugen ihn „in des Hirten Arm und Schoß.“

Wie war es wohl so schnell bei ihm zum Sterben gekommen? Der Verdacht, den Br. Zuch hegte, scheint nicht ganz unbegründet, daß nämlich die Heiden dem Knaben Gift gegeben haben, um der Sorge um ihn los zu sein! Er hatte es ja nun gut, ihn hatte der gute Hirte gefunden, aber die armen zurückbleibenden Heiden, unter denen auch seine Mutter war, die nichts vom guten Hirten wissen wollten, die standen noch immer hilflos da. Ihre Götzen hatten augenscheinlich hier nicht helfen können, und eben darum hatten sich die Heiden wohl zu einer neuen großen Sünde, zum Mord des Kindes, hinreißen lassen. Wo kommen sie wohl hin, wenn sie in ihrem Götzen- und Sündendienst beharren?

10. Schluß.

O Kinder, wie gut habt Ihr es, daß Euch Eure Eltern und Lehrer immer wieder auf den guten Hirten hinweisen, der Euch bei Freud und Leid und Arbeit, bei Sünde und Versuchung helfen kann! „Freuet Euch immerhin über Euren guten Hirten,“ aber vergeßt auch der anderen Schafe des Hirten nicht, betet für sie, damit einst der Heiland sein Ziel auch mit ihnen allen erreichen möchte, wie er gesprochen: Ich muß sie herführen zu mir, in mein schönes Reich, und wird eine Herde und ein Hirte sein!



Australische Kinder. Turnen und Spiel in Waipa.

Was unsere Mission bei den Hottentotten erreicht hat.

In Kapstadt z. B. arbeiten unsere Kirchenmitglieder im Hafen, bei Straßenbauten und in Steinbrüchen, sie arbeiten als Ziegelstreicher und als Maurer sowie als Angestellte in Ladengeschäften. Als bei der großen Arbeitsnot im Jahre 1906, vom 6. bis 10. August, Aufruhrszenen unter den Arbeitslosen stattfanden, war nicht ein einziges Mitglied unserer Gemeine in Kapstadt hieran beteiligt. Vielmehr hatten viele von ihnen anderswo Arbeit gesucht, statt sich auf den Straßen müßig umherzutreiben. Eine ganze Anzahl war z. B. nach Deutsch-Süd-West-Afrika ausgewandert, um dort bei Kriegstransporten des deutschen Heeres als Fuhrleute ihr Brot zu verdienen und ihre in der Heimat zurückgelassene Familie zu versorgen. Bei ihrer Rückkehr brachten einige Mitglieder unserer Kirche einen an Br. Birnbaum, den Missionar in Kapstadt, adressierten Brief von einem Leutnant mit.

Dieser Herr lobte das gute, ehrliche Betragen der Männer, wie ihre Nüchternheit und Zuverlässigkeit. Es habe ihm wohlgetan, am Abend den Gesängen der Leute zu lauschen. Die Worte habe er freilich nicht verstehen können, aber die Melodien (Choräle) seien ihm wohlbekannt gewesen. Wenn auch nicht alle im Kriegsdienst als Christen standhaft geblieben waren, konnte man doch von einer ganzen Anzahl dies bezeugen. Und manche von ihnen haben bei ihrer Heimkehr schöne Summen für ihre Familien mitgebracht.

Vielen ist es auch darum zu tun, daß ihre Kinder eine gute Schulbildung erhalten, und sie sind auch willig, dafür zu zahlen. Ein erfreulicher Beweis dafür war ein im Jahre 1909 freiwillig veranstalteter Basar unter der Leitung eines eingeborenen Lehrers. An drei Abenden waren die Schulräume der Schauplatz regen Lebens. Von allen Seiten wurden Gaben herbeigebracht: Früchte, Gebäck, Handarbeiten, Bilder, Limonaden und dergl. mehr. Die Veranstalter des Basars konnten zu ihrer Freude als Ertrag die schöne Summe von 705 Mark dem Missionar überreichen. Damit wurde eine seit langer Zeit bestehende Schulschuld bis auf den letzten Heller gedeckt. Und daß sich die Schulbildung auch dortzulande bewährt, wird in dem Bericht des Missionars bezeugt. Er schreibt: „Man wird unter dem losen Straßenvolke nur selten Kinder unserer Gemeine finden.“

Wie eine Kollekte in Australien aussieht,
und was die schwarzen Kinder gegeben haben.

In Mapoon in Nord-Queensland machte Br. Hey den eingebornen Christen den Vorschlag, eine Kollekte zu veranstalten zum Besten der neuen Missionsarbeit, welche die presbyterianische Kirche Australiens unter den Schwarzen im Westen jenes Erdteils in Angriff zu nehmen beabsichtigt. Der Gedanke wurde mit Begeisterung aufgenommen. Die Christen der Außenstation brachten Säcke voll Kürbisse, Mais usw. Auf der Station selber benutzten die Mädchen ihre freie Zeit, um Handarbeiten anzufertigen, und die Knaben brachten Fische und Orchideen. Als der Sonntag gekommen war, da die angekündigte Kollekte gesammelt und gezählt werden sollte, erreichte die Begeisterung ihren Höhepunkt. Eine zahlreichere Gemeine als gewöhnlich fand sich im Gotteshause ein. Nach beendigtem Gottesdienst trat jedermann einzeln vor und legte seine Gabe nieder. Auf der Diele vor dem Liturgustisch lagen Kürbisse und Orchideen. Auf dem Tisch sah man allerlei Handarbeiten und kleine Päckchen Muscheln, die die kleinen Kinder gesammelt hatten. In barem Gelde wurden vierzehn Mark und fünfzig Pfennig gezählt. Ja unter anderen Dingen sah man zwei Puppen, die zwei von den allerkleinsten Mädchen geopfert hatten. Das eine Mädchen, Annie, ist erst vier Jahre alt, und das andere, Kitty, etwa sieben. Diese beiden waren nicht wenig stolz darauf, daß auch sie etwas zu opfern imstande gewesen waren. Und gerade ihre Opferwilligkeit rührte die Missionare am meisten. Nach ungefährer Schätzung hat die Kollekte einen Ertrag von achtzig Mark ergeben. Wahrlich ein schöner Erfolg, wenn man bedenkt, daß die Geber noch vor einem Menschenalter rohe Menschenfresser waren!

Rätsel.

Ein Wasser bin ich tief und breit.
Von mir die Schrift gibt Kunde.
Einst hat bei göttlichem Geleit
Ein Volk vom alten Bunde
Mein Bett durchwandert auf der Reis';
Ich durft' sie nicht dran hindern,
Sie zogen mutig scharenweis'
Mit Hausgesind' und Kindern.

Ein andermal ward ich erwählt
Heilbringend einzutreten:
Ein Feldhauptmann, so wird erzählt,
Kam krank zu dem Propheten;
Der sandte ihn an meinen Strand,
Um in der Flut zu baden.
Durch Gottes Macht er in mir fand
Befreiung von dem Schaden.

Auch in der neuen Bundeszeit
Durft' ich mit meinen Wellen
In heil'ger Weise hilfsbereit
Zu Gottes Dienst mich stellen:
Der Täufer wählt den Predigtort
An meinem wüsten Strande,
Viel Menschen sammelten sich dort
Zu ihm vom ganzen Lande.

C. Th.D

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung. Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1911. 12. Jahrgang.

Unser erstes Weihnachten in Deutsch-Ost-Afrika und vielerlei von den schwarzen Kindern.

Von Br. Herbert Bauer in Rutenganio, Nyaßagebiet.

Weihnachtswitterung und Weihnachtsstimmung.

Laßt es mich einmal so beschreiben, wie es mir noch lebhaft in der Erinnerung steht — unser erstes Weihnachtsfest in Afrika. An dem Neuling, der erst seit kurzer Zeit im Lande ist, zieht ja eine solche bunte Fülle von Eindrücken vorüber, daß es kaum möglich ist, alles auf einmal festzuhalten. Ist man doch wie mit einem Schlage in eine ganz neue Welt versetzt, in der man sich erst tastenden Schrittes zurechtfinden muß. Doch habe ich gerade dieses Bild festzuhalten versucht, weil es so „ganz, ganz anders" aussieht, als man es sonst zu sehen gewohnt ist.

Kein glitzernder Schnee, der unter den Tritten so heimatlich knirscht, kein „Wangenröten" der Kälte! Natürlich nicht! Aber das ändert von vornherein schon die ganze Lage und will keine „Weihnachtsstimmung" aufkommen lassen. Doch wir hatten auch keine glühende Sonne, wie man es sich zu Hause wohl vorstellt. Es hatte die ganze Zeit ein „Riesengebirgswetter" geherrscht, wie wir zu sagen pflegen: Nebel und Regen und Wind in lieblicher Abwechselung; und zwar ohne die erquickende Kühle, wie daheim. Auch am Weihnachtstage war der Himmel trüb.

Die Kinder vor der Christnacht.

Das hielt jedoch unsere Schulkinder nicht ab, zur Christnacht zu kommen. Schon von morgens 9 Uhr ab fingen sie an, auf dem Kirchplatz sich zu sammeln. Dabei fand die Christnacht erst um 5 Uhr Nachmittags statt. Also die gleiche Sehnsucht und Ungeduld, wie bei unsern europäischen Kleinen! Da kamen sie nun an, mit großen Bananenblättern in den Händen, die ihnen als Regenschirm dienen. Denn der Schwarze ist sehr empfindlich gegen den Regen. Solange es nicht regnet, benutzen sie dieselben als Sitzgelegenheit. In getrennten Gruppen saßen oder standen sie herum, hier die Mädchen, dort die Knaben. Allmählich war ihre Zahl wohl auf 300 und mehr angewachsen. Ich muß zu ihrem Lobe sagen, sie machten für 300 Negerkinder, die doch die Segnungen einer guten Haus- und Schuldisziplin nicht kennen, sehr wenig Lärm. Und ich sprach mir aus, die gleiche Anzahl europäische Kinder, soweit ich sie aus meiner Tätigkeit als Lehrer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, hätten zum mindesten den gleichen, wenn nicht noch größeren Lärm verführt. Auch waren sie sehr höflich. Kam man an ihnen vorbei, so erhoben sie sich und begrüßten uns mit einem fröhlichen „ugonile", d. h. zu Deutsch „Guten Tag". Was will man von unsern schwarzen Schulkindern mehr verlangen? Das ist ein Beweis dafür, welchen Segen die treue Arbeit unserer Brüder hier gewirkt hat. Gebe Gott, daß

durch unsere Schulen noch mehr guter Samen in die Herzen der kleinen und großen Schulkinder gestreut werden kann. Denn „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft" — um den oft gehörten Satz auch hier zu wiederholen. (Von unserer Schularbeit erzähle ich dann ein andermal.)

Die Kinder-Christnacht.

Endlich war der Nachmittag und die Zeit für die Christnacht herangekommen. Eine halbe Stunde zuvor wird die Glocke unserer schönen Kirche geläutet. Nun strömt alles zu den Kirchtüren. Auf der einen Seite sammlen sich die Knaben, auf der anderen die Mädchen um ihre schwarzen Lehrer. Dann geht es geordnet in die Kirche. Da hocken sie nun auf den niedrigen Bänkchen. Kein Schwarzer könnte mit Wohlbehagen auf einem Stuhl oder auf einer Bank sitzen, wie wir das können. Sie sind es eben nicht gewohnt. Vorn sehen wir die ganz kleinen und dann die größeren bis zu denen „in den Flegel- resp. Backfischjahren".

Der Prediger, unser Br. Kretschmer, tritt ein. Und nun hebt der Gesang an. Liebe, bekannte Melodien, der Text freilich mir, dem eben erst Angekommenen, noch gar unverständlich. Aber was für ein Gesang ist das! Oft habe ich in Deutschland in Kinderstunden oder anderen Versammlungen gesessen, wo auch viele junge und jüngste Leute zusammen sangen. Da wars oft, als ob die Kehlen eingerostet waren. Und hier! Man hätte sich anfangs mögen die Ohren zuhalten, nicht, weil es so schief geklungen hätte, nein, weil der Gesang gar so mächtig war, daß darob die Mauern der Kirche einzufallen drohten, wenn das hier zu sagen erlaubt ist! Wirklich herzerfreuend! Dann sagten sie zusammen die Weihnachtsgeschichte auf und zwar sehr gut. Wieder kam Lied auf Lied.



Ein Blick in die Missionsstation Rutenganio am Nyaßa.

Salz statt Lichter.

Endlich folgte für viele das Schönste, das, weshalb wohl die meisten so gern zur Christnacht gekommen waren. Ihr Kinder; denkt einmal nach, worauf ihr euch „mit am meisten" in der Christnacht freut. Sind es „nicht die Lichter"? So ists eben auch hier. Freilich, Lichter gibt es hier nicht. Solche sind zu kostspielig. Denkt, 300 Lichter in Europa kaufen und hier ins Innere Afrikas schicken lassen, das wäre zu teuer. Auch wüßten die Kinder hier mit einem Licht gar nichts anzufangen. Hier ist die Sonne „das Licht". Hinter dem Lehrer aber steht etwas, was von Bedeutung für die Kinder ist und wird. Die Lehrer sitzen auf den Stufen vor dem Prediger, um die Kinder immer im Auge zu behalten; ähnlich wie bei euch zu Hause, nur daß die Lehrer und Lehrerinnen da nicht gerade auf den Stufen sitzen. Hinter ihnen heimlich verborgen stehen zwei große Körbe, die bis an den Rand mit „Salz" gefüllt sind. Salz ist für Jung und Alt der größte Leckerbissen. Ich könnte ein ganzes Kapitel über den

Wert des Salzes schreiben. Vielleicht ein anderes Mal. Als nun die Kinder die Kirche verließen, da erhielt jedes am Ausgang einen Löffel voll Salz. Ach, die Freude hättet ihr sehen sollen! Ihr könnt euch daheim nicht mehr gefreut haben über die teuersten Geschenke, die euch Elternliebe unter den Baum gelegt. Freudestrahlend und lustig plappernd zogen sie ab.

Unser Wunsch aber ist, daß ihnen bei aller Freude über dieser Gabe etwas aufgegangen sein möchte von dem Verständnis für die Gabe aller Gaben, unsern Heiland und Seligmacher, von dem ihnen in Schule und Kindergottesdienst erzählt wird.

Christnachtsfeier für die Erwachsenen.

Um 7 Uhr folgte dann die Christnacht für die Erwachsenen. Freilich, kein Weihnachtsbaum brannte neben dem Predigttisch, keine hellstrahlenden Lichter rings an den Wänden. Nur einige bescheidene Kerzlein erleuchteten den Raum. Auch die Erwachsenen sagten die Weihnachtsgeschichte auf. Auch hier klangen wieder die alten, lieben Lieder. Doch ging alles gemäßigter zu, wie sich das für Erwachsene geziemt. Über den Löffel Salz, den auch unsere großen Christen am Schluß der Versammlung erhielten, haben sie sich aber gefreut wie die Kinder. Der Schwarze ist eben „ein großes Kind". Er ist es noch! Vielleicht wirds einmal anders.

Daheim.

Dann gingen wir heim. Und dort fing unser Weihnachten in der Familie an! Wir zündeten uns unser kleines Bäumchen an — eine Zeder — und lasen uns die Weihnachtsgeschichte und sangen Weihnachtslieder, diesmal aber in der lieben deutschen Muttersprache. Unsere Gedanken weilten daheim, wie das ja so natürlich und recht ist.

Zum Schluß hielt uns der liebe Gott noch eine gewaltige Ansprache. Es kam nämlich ein starkes Gewitter. Unablässig zuckten die Blitze, und der Donner rollte. Ach, da fühlte man sich so arm und so als garnichts, wenn man der Gewalt der Elemente so ausgeliefert ist, wie das hier in ganz anderem Maße als daheim der Fall ist. Doch Gott hielt seine schützende Hand auch diesmal über uns. Als wir zu Bette gingen, nachdem das Unwetter sich ausgetobt, da strömte ein echter Tropenregen herab, nein, was sage ich, prasselte, donnerte herab, daß man von andern Dingen gar nichts mehr hörte. Er prasselte so herab, daß es durchs Dach in unsere Betten regnete, so daß wir schließlich den Regenschirm im Bett aufspannen mußten, um trocken zu bleiben!

Das war unser erstes Weihnachten in Afrika!

Waisenkinder in Leh (Himalaya.)

Für unsere Waisen erbitte ich diesmal das ganz besondere Interesse unserer Missionsfreunde. Sind doch zu unsern vier alten noch ebensoviel neue gekommen. Davon nachher.

Von unsern vier alten Waisenkindern läßt sich im allgemeinen ein Fortschritt berichten. Kann man auch Gottes Werk nicht mit menschlichem Maße messen, so dürfen wir doch oft Früchte Seiner Arbeit sehen.

Da ist zunächst Tschonsin, jetzt etwa 18 Jahre alt. Sie ist ein frisches, anstelliges Mädchen und kämpft — allerdings nicht immer mit Erfolg — gegen ihr manchmal reichlich mürrisches Wesen. Es geht ihr eben wie vielen andern Menschen, sie kann nicht leicht ein Unrecht einsehen, sondern murrt und knurrt eine Weile. Doch scheint sie in letzter Zeit schneller und öfter ihr eigenes Ich besiegen zu können. Tschonsin hilft meiner Frau mit unsern Kindern und kann oft mit diesen selbst wieder ein Kind sein.

Kaum viel jünger als sie ist Tardod, unser Aussätziger. Vor etwa einem Jahr wurde er durch die heilige Taufe in die Gemeine des Herrn aufgenommen. Seine Krankheit schreitet eher schneller fort, und wir haben ihm deshalb, bis die Frage weiter gelöst sein wird, eine Wohnung im Hospital gegeben. Die Trennung vom Missionsgehöft fiel ihm sehr schwer, aber er sah schließlich doch die Notwendigkeit derselben ein. Hier läßt sich keine strenge Absonderung durchführen, und wir dürfen nicht weiter Menschenleben unnötig gefährden. Tardod ist ein lieber, stiller Bursche, dankbar für alle ihm erwiesene Liebe und auch stets bereit, andern gefällig zu sein. Nie hörte ich ihn klagen, nie zanken. Seine Gebete sind herzbeweglich in ihrer einfachen Kindlichkeit. Nichts Unnatürliches ist in seiner Frömmigkeit, und



Tibetische Frauen und Mädchen in ihrer eigenartigen Kleidung.

er kann mit seinen Gefährten oft herzlich fröhlich sein. Seinem Einfluß ist auch wohl zum großen Teil die Veränderung zu verdanken, die mit Puntsog vorgegangen ist. Was für ein Sorgenkind war der! Er stahl und log, und weder Güte noch Strenge half. Dabei konnte er einen so treuherzig ansehen, daß das Herz einem warm wurde. Seit reichlich einem Jahr ist dieser selbe Puntsog nun unsre wirkliche Freude. Er hat keinerlei Fluchtversuche mehr gemacht, ist nicht mehr beim Stehlen und Lügen ertappt worden, und wenn er auch noch lange kein Musterbüblein ist und seine wilde Natur noch oft genug durchbricht, so bezeugt sich doch an ihm ganz besonders das Evangelium als eine umgestaltende, erneuernde Kraft. Auch in der Schule ist Puntsog meist tüchtig und aufmerksam.

Eine noch unaufgeschlossene Knospe ist unser kleiner etwa siebenjähriger Hedar. Er ist noch Muselmann. Ein arg vernachlässigtes, mißhandeltes, verängstigtes Kind, kam er im Sommer 1909 zu uns. Langsam, sehr langsam nur erwachte die kleine Seele. Hedar ist ein sehr schwächliches Kind, und daher ließ man ihn gewähren, wenn er in der Schule einschlief. Keine Geschichte konnte ihn wachhalten, nur die Weihnachtsgeschichte behielt er so gut, daß er sie sogar wieder erzählen konnte, ja selbst von ihr träumte. Noch immer ist Hedar verträumt, aber er erwacht endlich.

Diese vier Kinder sind seit längerer Zeit in unserer Pflege. Möchten sich doch daheim Freunde finden, die Herzen und Hände für diese Lieblinge des Heilandes emporheben und sie dem ewigtreuen Kinderfreunde ans Herz legen.

Und nun unsere Neuen. Da lebte in Scheh, einem etwa 2 Meilen von Leh entfernten Dorfe, ein Landmann mit seiner Familie schlecht und recht. Reichtümer waren in dem Häuschen nicht zu finden, und um die Steuern für den Feldbesitz zu erschwingen, mußten auch die Kinder schon tüchtig mitschaffen. Die älteste Tochter war etwa 20 Jahre, das jüngste Kind etwa 4, als schweres Unglück über die Familie hereinbrach: Die Eltern erkrankten an Typhus und starben innerhalb einer Woche. Nun standen die vier Waisen allein. Das Nesthäkchen konnte weder gehen noch sprechen. Der etwa 8jährige Junge, der Erbe, konnte das väterliche Gut nicht bewirtschaften, und dann war noch eine etwa 15jährige Schwester da. Die ältesten Geschwister arbeiteten nach Kräften, um sich durchzuschlagen. Gute Freunde standen ihnen wohl bei, machten sich aber dabei auch gut bezahlt! Da das kleinste gar keine Fortschritte machte, wagte es die große Schwester, es nach Leh zu uns ins Hospital zu bringen. Als ich ihre Geschichte hörte, fragte ich sie, ob sie nicht mit dem Kinde bei uns bleiben wollte, ein Anerbieten, das mit Dank angenommen wurde. Aber die jüngeren Geschwister? Sie zu holen — daran hätten die Dorfleute uns mit Gewalt verhindert. Lieber abwarten. Und nach ein paar Tagen erschien auch die jüngere Schwester hier. Auch sie wollte sehr gerne bei uns bleiben, aber erst noch den Bruder holen. „Niemand darf merken, daß ich ihn und unsern Hausrat mitnehmen will,“ sagte sie. „Ich gehe morgen ganz früh, ehe der Tag graut.“ Da bat unser Puntsog, ob er mitgehen dürfe. Es wurde ihm erlaubt und beiden Kindern große Vorsicht empfohlen. Nachts gegen 2 Uhr standen sie auf, frühstückten ordentlich und machten sich dann auf den Weg. Noch vor Tagesanbruch, gegen 5 Uhr, langten sie in Scheh an. Der Bruder war sofort bereit mitzugehen. Geräuschlos und hurtig packten die Kinder den nötigsten Hausrat und ein Kistchen in zwei Körbe. Den Rest des Hausrats brachten sie zu einem Verwandten unseres Stationsdieners, von wo sie ihn bei Gelegenheit abholen konnten. Dann nahmen sie die Körbe auf den Rücken und zogen ab, fast so unbemerkt, wie sie die ganze Zeit über gewesen waren. Nachmittags gegen 3 Uhr kamen sie hier wieder an.

Und nun? Vier Esser mehr! — Woher das Geld nehmen? Solange das jüngste kränklich ist, kann die älteste Schwester kaum Geld verdienen. Vor allem möchten wir, wenn irgend möglich, den Kindern die Felder erhalten. Nun, der Vater aller Waisen, der uns dieses Vierblatt zugeführt hat, wird und muß uns nun auch die Mittel geben, diese Kinder ernähren und kleiden zu können. Er lasse sie heranwachsen zur Ehre seines Namens.

Eure im Herrn verbundene

S. und A. Schmitt.

Rätsel.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen.
Im Tode aber sind wir's nicht.
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und diese wieder sind es nicht.
Und weil wir leben, sind wir's eben
In Geist und Angesicht,
Und weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

Fr. Schleiermacher.

Herzlichen Dank

für 1 Paket Stanniol von H. L. E. Mannaberg, Leeds, England, durch Miss A. V. Hechler, Niesky, erhalten am 21. März 1911.



„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1911. 12. Jahrgang.

Kinder auf einer Karawanenreise.

Erlebnisse auf der Landreise von Mwaja nach Daressalam.

Von Br. Fr. Jansa aus Mwaja am Nyaßa.

Wie eine Riesenschlange bewegte sich die lange Karawane, bestehend aus 139 Mann, durch die Landschaft, bald auf ebenem Wege gleichmäßig fortschreitend, bald mehr oder weniger steile Berge langsam hinaufkletternd, bald sich durch die Hindernisse des Abstieges durchschlängelnd. Sie ist nahe am Ziel. Ein neuer Antrieb hat sich jedem mitgeteilt, seitdem die ersten dumpfen Töne aus dem langen hölzernen mit bunten Läppchen verzierten Blasinstrument eines Ngoniträgers die Nähe des Lagers andeuteten. Sämtliche Ngoniträger nehmen ihre Stöcke, die sie sonst als Hebel auf der freien Schulter beim Tragen der Lasten verwenden, in die eine Hand und schlagen im Takt damit kräftig auf die Lasten, die nun statt auf der Schulter, auf den mit einem Tuchpolster geschützten Kopf gehoben und weiter getragen werden. Die Haltung der Leute wird strammer, der Karawanenschritt langsamer, und in geschlossenem Gänsemarsch wird das letzte Stück des Weges zurückgelegt. — Das Lager ist erreicht. Die lange Karawanenlinie rollt sich zu mehreren Gruppen zusammen, die immer noch in Bewegung bleiben, indem jeder auf der Stelle mit dem Fuße stampft und mit dem Stocke auf seine Kiste trommelt. Auch das Getute auf dem Blasrohre dauert in verstärktem Maße fort, bis die letzten eingetroffen sind. Auf ein vom Führer gegebenes Zeichen hört der ohrenbetäubende Lärm auf, und jeder beeilt sich, von dem Druck der Last frei zu werden. Die stark verschnürten Lasten werden losgeknüpft und bis zur Aufrichtung der Zelte zur Seite gestellt, um dann unter den Zeltdächern untergebracht zu werden. — Unsere Kinder, die nach dem anhaltenden Liegen in der Hängematte während des Marsches nun mit froher Lebenslust herumspringen, umdrängen den Besitzer des Blasinstruments. Sie möchten immer wieder aus nächster Nähe den seltsamen Bläser sehen, wie er aus dem geheimnisvollen Rohre die dumpfen Töne entlockt. Mehr noch als diese reizt das Aussehen des Mannes die Kinder zum Lachen. Welche Anstrengungen läßt er es seine Lungen, seine Backen und seine Lippen kosten! Dem Mann merkt man es an, er versteht den Spaß und schneidet mehr Grimassen als nötig wäre, den europäischen Kindern zulieb.

Inzwischen sind die Zelte aufgerichtet. Wir haben drei Zelte mit: ein großes und ein mittleres zum Schlafen und ein kleines als Speisezelt. Alles, was die innere Ausstattung dieser Zelte ausmacht, wird herbeigeschafft: Bettstellen und Bettrollen (die Matratzen und Bettwäsche enthaltend), Tische, Stühle, Geschirr und die Koffer mit Wäsche und Kleidern. Die Burschen wissen Bescheid. Da kommen auch schon die in den Busch gesandten Leute zurück

mit Bündeln von Brennholz. Eimer voll Wasser stehen bereits vor der Grashütte, die als Küche dient. Bald prasselt ein lustiges Feuer auf dem Boden, und nach nicht langer Zeit sitzt die Kinderschar im Speisezelt und trinkt und ißt mit Appetit, was der Reiseproviant aus Flaschen, Büchsen und Säcken spenden konnte. Wie gut war es, daß wir ein besonderes Zelt zu diesem Zweck mitgenommen hatten! Ohne ein solches hätten wir mit unsern sieben Kindern, drei eigenen und vier anvertrauten, nicht auskommen können. Zwar hatten wir Regen nicht mehr zu fürchten. Doch der Wind und Staub, am Morgen oft auch empfindliche Kälte hätten uns sonst jede Mahlzeit im Freien verleidet. In den Schlafzelten fehlte es andrerseits an Raum, für eine solche Schar den Tisch zu decken.

Nicht länger als nötig bleiben die Kinder im Zelt, denn oft war die Temperatur um diese Zeit, gegen ⅓3 Uhr nachmittags, unter dem grünen Zeltdach unerträglich. Gesünder ist das Spielen im Schatten der Bäume und das Klettern auf den Steinblöcken oder auf den aufgehäuften Lasten unter der Zeltplane. Welche Freude, wenn sie ihre Füße in dem seichten, reinen Wasser eines nahen Gebirgsbachs kühlen und, im Ufersande stehend, Wäsche einseifen und waschen konnten! Sie durften auch kochen, wie sie es zu Hause taten. Gern fädelten sie Perlen ein, bis eine lange Schnur fertig war, die als Halsschmuck Tag und Nacht getragen wurde. Sie gaben sich diesem echt afrikanischen Zeitvertreib mit Eifer hin. Die Knaben holten gern die Holzhammer, um die Zeltpflöcke damit zu bearbeiten. Wie gern wären sie auf das Zeltdach gekrochen und wieder heruntergerutscht, wenn ihnen nicht gewehrt worden wäre! Doch zum Versteckspielen und zum Haschen boten gerade die Zelte, namentlich das Speisezelt, die beste Gelegenheit. Sie nutzten diese weidlich aus. Gar bald mußten sie ja vom afrikanischen Boden Abschied nehmen und damit von dem ungezwungenen Treiben und Spielen ihrer ersten Jugendzeit! Schon auf dem Dampfer war diese Freiheit dahin.

Während die Kinder sich dem Spiel hingaben, ist die **Mutter** oder Tante im Zelt geschäftig, frische Wäsche für den nächsten Morgen aus den Koffern hervorzuholen oder schmutzige mit dem Burschen zu waschen, wenn irgend brauchbares Wasser zu haben war. Oft war das nicht der Fall, und trotz Sonnenschein und Wind bekam die Wäsche eine häßliche Farbe, nur durch das Wasser. Auch für das Abendbrot, die ausführlichste Mahlzeit des Tages, trifft die Mutter die nötigen Vorkehrungen. Büchsen werden dem Vorrat entnommen, und der Koch erhält die näheren Anweisungen. Am sauber gedeckten Tisch im Speisezelt findet sich die Reisegesellschaft wieder zusammen, etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Bis alle Teller gefüllt und aus dem gerade zulangenden Vorrat genügend Eßgeräte hervorgesucht sind, vergeht viel Zeit, besonders da immer einem der Pflegeeltern durch das Halten ihres kranken jüngsten Kindes die Hände gebunden waren. Der Appetit der übrigen Kinder war meistens gut, der Aufenthalt in der freien Luft und das Wanderleben schien ihnen zu bekommen. Durst war stets viel vorhanden, weshalb abgekochtes Wasser in einer großen Emaillekanne mit Verschluß von Lager zu Lager zur Hand sein mußte. Einige Male war das Wasser so trübe, daß es auch noch filtriert werden mußte. Im Iringagebiet erhielten wir fast überall frische **Milch** für die



Eine Eisenbahn in einer Kolonie (Suriname).

Kinder, abends wie morgens. Im Morogoro-Bezirk bis Kilossa mußten wir uns mit Büchsenmilch behelfen.

Der Abend hat sich herabgesenkt, und die Kinder werden zur Ruhe gebracht. Nur einige Male konnten sie das gewohnte Vollbad erhalten, der vorhandene Wasservorrat reichte meistens nur zu einer Wäsche des Gesichts, der Hände und der Füße. Je zwei werden in eine große Bettstelle gebettet. Zusammen oder auch einzeln beten sie die ihnen vom Elternhause her bekannten Verse und erinnern sich an ihren guten Hirten, dessen Treue bei Tag und Nacht, zu Hause und in der Wildnis, der allersicherste Schutz bleibt. Eine kurze Meldung an die Leute, die in den Lehmhütten unweit der Zelte lagern, daß die Kleinen schlafen, und jede lärmende Unterhaltung wird abgebrochen. Nicht lange dauert es, und auch die Großen fallen in Schlaf, der wohl verdient ist nach ermüdendem Marsche und heißem Tagewerk.

Leoparden- und Paviangeschichten aus Südafrika.

Von Br. E. Poiet.
(Fortsetzung.)

2. Der rote Hans von Clarkson.

Clarkson, eine unserer Gemeinen, liegt nicht weit vom sogenannten Knysnaer Wald. Dieser ist berühmt wegen seiner großen Ausdehnung und wertvollen Hölzer. Es ist auch der einzige Ort in der Kapkolonie, wo noch wilde Elefanten hausen und wo sie auch geschont werden. Sie kommen sehr oft in die Gärten und Felder der dort wohnenden Leute und geben Anlaß zu häufigen Klagen. Doch nicht von Elefanten, sondern von unsern Tigern wollte ich erzählen.

Ein armer Bauer hatte es sich zur Aufgabe gemacht, diese Tiere, die auch in dieser Gegend sehr zahlreich vertreten sind, wegzufangen. Sein Name ist, soviel ich weiß, van Wyk. Solltest du aber hierher kommen und den Mann unter diesem Namen suchen, so würde es dir sicher zu lange dauern, da jeder die Achseln zucken würde und sagen: die man ken ik ni! Es geht ihm gerade so, wie dem Leoparden. Beide wollen hier bei ihrem Spitznamen genannt sein, dann kennt sie jeder. Sobald du hier nach dem „roten Hans" frägst, weiß dir jeder zu sagen, wo er wohnt und wodurch er so bekannt geworden ist, nämlich durch sein Tigerfangen und das große Glück, welches er dabei gehabt hat. Er hat einen erwachsenen Sohn Kos, der ihm getreulich hilft. Sie haben ein paar gute und starke Raubtierfallen, die sie dort aufgestellt haben, wo des Nachts die Tiger vorbei kamen. Als Köder gebrauchten sie das Fleisch von einem gefallenen Esel, ein besonderer Leckerbissen für den zu fangenden Tiger. Drei Nächte hintereinander fing sich einer von den Schafdieben; im Ganzen soll der rote Hans 13 dieser Räuber gefangen haben. Die Art und Weise, wie sie mit den Gefangenen umgingen, zeigte, daß sie alle Furcht vor ihnen verloren hatten.

Vater und Sohn arbeiteten Hand in Hand, jeder wußte, was er zu tun hatte, und alles ging ohne jegliche Aufregung oder Übereilung von statten. Sobald ein Tiger in der Falle war, suchten sie gemeinsam den Schwanz des Tieres zu fassen. Sie mußten wohl jedesmal ein bischen herumspringen und sich ordentlich anfauchen lassen, doch dies war alles ungefährlich. Endlich hatten sie ihn in Händen, die Hälfte der Arbeit war getan. Kos hatte die Aufgabe, den Tiger mit aller Kraft festzuhalten, während der rote Hans versuchte, mit Stricken und Schlingen die freien Füße des Raubtiers zusammenzubinden. Dann wurde eine Schlinge, die so eingerichtet ist, daß sie sich nicht vollständig zuziehen konnte, über den Kopf geworfen, der Tiger durch diesen Strick vom Vater zu Boden geworfen, wenn er nicht schon vorher lag, und Kos hatte seine Aufgabe gelöst. Er warf sich auf den Hals des Tieres und suchte mit dünnen Stricken das Maul desselben zu umschnüren. Wenn der rote Hans den Kopf des Tigers durch den Strick zu Boden hielt, so war das die gefährlichste Arbeit. Doch es ist ihm immer geglückt.



Ein Leopard, wie er im Innern Asiens vorkommt (Schneeleopard genannt). Der Missionar ist Br. Peter.

Endlich konnte der in der Falle sitzende Fuß befreit und mit dem andern zusammengebunden werden. Nun wurde dem armen Kerl ein langer und starker Stock durch die zusammengeschnürten Beine gesteckt und er freudestrahlend nach Hause getragen.

(Schluß folgt.)

Wie Bibelstudium und Missionsinteresse nach Herrnhut führte.

Osterausflug des „Dresdener Bibelkreises für Schüler höherer Lehranstalten".

Das Monatsblatt des Dresdener christlichen Vereins junger Männer erzählt: Am 2. Osterfeiertag unternahm der Schülerbibelkreis in Dresden seinen üblichen Ausflug. Eine stattliche Anzahl Schüler fand sich auf dem Hauptbahnhof ein, um bis Pirna die Eisenbahn zu benutzen. In mehr oder minder wandergerechter Kleidung erregten sie Aufsehen. Stolz bestiegen sie den „standesgemäßen" Wagen (d. h. 4. Klasse) und unter fröhlicher Unterhaltung verging die Fahrt bis Pirna sehr angenehm. Dort verließen wir den Zug und begannen unsere Wanderung durchs Städtlein auf der Landstraße nach Krietzschwitz. Endlich erreichten wir den Wald, und ein Kriechen im idyllischen Teufelsgrund begann. Wir gelangten zu einem Wasserfall, der uns bei der Bereitung unsers „festlichen und ebenso fürstlichen" Mahles gute Dienste leistete. Bald erhob sich ein munteres Treiben. Mancherlei Schätze wurden aus den Rucksäcken geholt. Besonders Wohlhabende hatten sich Braten mitgebracht. Alle streckten ihre Hände zum lecker bereiteten Mahle aus. Schließlich wurde noch Kaffee gekocht.

Vor dem Aufbruch wurden zwei Kriegsspiele veranstaltet, und die „Heldengestalten" photographisch „zu ewigem Gedenken an die ruhmreiche Schlacht" festgehalten. — In bester Stimmung ging es weiter zur Festung Königstein. Unter Führung eines Soldaten folgte ein Rundgang durch die Festung. So mancherlei gab's zu sehen: Alte Geschütze, zwei Kirchen und vor allem den berühmten Festungsbrunnen . . . Mit seinen 152 m ist er der tiefste ganz Deutschlands. Durch eine Winde wurde aus ihm geschöpft. Erst nach 17 Sekunden gelangte hineingeschüttetes Wasser auf den Wasserspiegel und zeigte uns sehr deutlich die gewaltige Tiefe des Brunnens. Neben den Sehenswürdigkeiten auf dem Felsen vergaßen wir aber nicht die Schönheit um ihn herum: die umfassende Aussicht in unser so reich gesegnetes Sachsenland.

Nach dem Abstieg gab's noch eine letzte Rast vor der Heimfahrt, und auch hier wurde der Spiellust gern Raum gewährt.

Doch auch an diesem Tage sollte nicht vergessen werden, daß der Schülerkreis nicht nur fröhlich wandern, sondern auch in Gott fröhlich sein kann und will. Daher ermahnte uns unser Leiter mit einer Ansprache über Joh. 21, 15: „Simon, Jona, hast du mich lieber denn mich diese haben?" — Es war ein ergreifender Anblick, ein so stiller Abend in schöner Umgebung unter jungen Leuten, die trotz aller kindlicher Lebensfreude nicht den vergaßen, der aller Freude Anfang und Ende ist: Jesus Christus, Gottes Sohn!

Darauf begann in militärischer Ordnung der Abmarsch nach Bahnhof Königstein. Wir schieden voneinander mit dankbarem Herzen gegen Gott, der uns so schönes Wetter und eine so fröhliche Wanderung beschert hatte.

Wozu erzählen wir das? Um uns einmal in unserem Kreise darüber zu freuen, daß es neuerdings an den höheren Schulen solche Bibelkränzchen gibt; daß also Lehrer und Schüler sich nicht scheuen, von Gott und Jesu zu reden, zu singen, sich als Jesu Jünger zu bekennen vor all denen, die ihn noch nicht als ihren Herrn erkannt und bekannt haben. Und um auch einmal darauf hinzuweisen, daß es auch Missionskränzchen auf solchen Schulen gibt, in denen über die Mission gelesen, gesprochen und vorgetragen und in denen die Mission studiert wird. Das kann ja nicht anders sein: Wo man Gott und unseren Heiland Jesum Christum frei und fröhlich bekennt, da brennt auch etwas von der Liebe Gottes und Jesu in den Herzen, von der Liebe, welche die Seligkeit aller Menschen hofft, erbittet und mit herbeizuführen bestrebt ist.

Ein Besuch in Herrnhut.

Und nun hört, was wir hier in Herrnhut an demselben 2. Ostertag erlebten.

Da kamen zwei Knaben, eben auch zwei Dresdener Schüler mit Rucksack und Schlafsack auf den Rücken, ermüdet von einer langen Wanderung durch unser schönes Lausitzer Gebirge, um hier zu rasten und am nächsten Morgen um 3 Uhr aufzubrechen und nach Dresden zurückzumarschieren. Und was taten sie? Obgleich ihr Beutel nicht gar zu dick aussah, wollten sie durchaus in der Missionsbuchhandlung einige Missionsgeschichten kaufen. Und sie taten es. Und fröhlich über ihren Kauf zogen sie ihre Straße. War das nicht schön? Täten das alle von euch?

Rätsel.

Bilde aus folgenden Silben sechs Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier Apostel des Herrn geben:

tor, tes, e, ra, lipp, u, so, va, pha, hu, gau, el, phi, kra.

1. ein mazedonischer König.
2. ein Frauenname aus der Bibel.
3. ein Schlachtenplatz im siebenjährigen Krieg.
4. ein italienischer Maler.
5. ein Raubvogel.
6. der größte Weise des Altertums.

Mädchenschule, Berlin.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1911. 12. Jahrgang

Unter den Elendesten der Elenden in Afrika.

1. Die Schlafkrankheit.

Wer sind wohl in Afrika unsere schlimmsten Feinde? Ich denke da nicht an Menschen, denn der deutsche Kaiser hat tapfere Soldaten genug, um über die wilden Völker des dunklen Erdteils Herr zu werden, ich meine, welche Tiere sind uns am gefährlichsten? Etwa die Krokodile, die so schläfrig in der Sonne sich wärmen und deren furchtbares Gebiß schon manchem Badenden schweren Schaden zugefügt hat? Oder die Leoparden, die blutdürstig bisweilen die Menschen anfallen und dann oft über ihn Sieger werden? Oder die Schlangen, die verborgen unter dem Laube mit ihrem giftigen Biß den ahnungslosen Wanderer tödlich verwunden? Gegen sie alle kann der Mensch sich schützen, wenn er nur die nötigste Vorsicht walten läßt, und darum sind sie längst nicht so gefährlich, wie zwei kleine, unscheinbare Tierchen, die in Wahrheit in Afrika unsere schlimmsten Feinde sind, die Stechmücke und die Tsetsefliege, oder genauer: die gesamte Vetternschaft dieser unheimlichen Gesellen.

Doch was schadet denn der Stich einer Mücke oder Fliege? Ist der wirklich so gefährlich! Darf man in Wahrheit sagen, daß ein Mückenstich schlimmer sein kann als der Biß eines Krokodils oder ein Fliegenstich verhängnisvoller als ein Schlag mit der Pranke eines Leoparden? Ja, es ist wirklich so.

Folgt mir hinauf nach Misahöhe im Togolande. Das ist ein schöner Platz, auf dem ein deutscher Regierungsbeamter seine Wohnung hat. Von dort ists wohl noch eine gute Stunde weit, bis wir dahin kommen, wohin wir heute wollen, auf den Klutoberg. Zum Glück hat Missionar Schlosser seine beiden Pferde, den großen und den kleinen Hans, und seinen Pferdejungen August mitgebracht, da können wir uns all die Schweißtropfen sparen, die es in Afrika kostet, einen hohen Berg zu erklimmen. Wir setzen uns stolz auf den kleinen Hans, August nimmt ihn beim Zügel, und so reiten wir so ruhig und sicher wie die Könige den Berg hinan. Da oben wohnt nämlich ein Arzt, Herr Doktor von Raven, den wollen wir heute besuchen, und seine Kranken dazu. Und richtig, da sehen wir schon das nette Doktorhaus und da hinter ein schönes, freundliches Dorf, wie ichs in Afrika nur einmal, dicht bei Lome, wieder getroffen habe. Hier wie dort wohnen die Elendesten unter den Elenden, dort bei Lome die Aussätzigen, hier auf dem Klutoberg die Schlafkranken, und ihnen gilt heute unser Besuch.

Ja denkt nur, was für eine fast wunderbare Geschichte uns der Herr Doktor von dieser Schlafkrankheit erzählt. Sie sitzt dem kranken Menschen im Blut und besteht aus winzig kleinen Lebewesen — gerade wie die Pocken, die Cholera und andere schlimme Krankheiten. Aber nur ists nicht so, daß ein Kranker den andern ansteckt oder daß man krank werden kann,

wenn man einen der Kranken berührte, wie bei den Pocken oder dem Aussatz, nein, wir können ruhig mit einem Schlafkranken im selben Zimmer wohnen und werden nicht krank — so lange im Hause nicht jene bösen Stechfliegen sind. Die allein bringen die Ansteckung. Wenn sie einen Kranken stechen, dann nehmen sie die Krankheit in ihr Blut auf, und wenn sie nun einen Gesunden stechen, dann bekommt er die Krankheit, und gegen diese Krankheit gibt es bisher kein sicheres Mittel. Das alles haben die Ärzte in mühsamer Forschung von der Schlafkrankheit herausgefunden. Und wenn man nun entweder alle die Armen, die schlafkrank sind, auf einen hohen Berg bringen könnte, wo keine bösen Fliegen sind, oder wenn man alle die bösen Fliegen, die es auf der Welt gibt, töten könnte, dann wärs mit der Schlafkrankheit bald zu Ende. Aber weil weder das eine noch das andere geht, wütet die unheimliche Krankheit fort. In Ostafrika rafft sie Tausende und Abertausende hin, so daß ganze Landstriche veröden, und in Togo packt sie auch manchen, daß er stirbt und seine Hütte zerfällt!



Ostafrikanische Kinder.

Ists da nicht gut, daß liebe deutsche Ärzte alles tun, was sie können, um zu finden, wie man die Krankheit heilen kann? Sie haben auch schon ein Mittel gefunden, das manchen Heilung, vielen Erleichterung gebracht hat. Wenn sie doch bald eins fänden, das ganz sicher hilft!*)

2. Ein schlafkranker Junge.

Kommt, wir wollen einen Gang durch das Dorf machen. Ihr braucht euch nicht zu fürchten. Hier oben gibts ja die gefährliche Fliege nicht, also gibts hier auch keine Ansteckung und ihr könnt unbesorgt die Kranken sehen und grüßen!

Nur einen von den Kranken will ich euch zeigen. Einen Jungen von etwa zwölf Jahren. Vor einigen Monaten war er noch ganz frisch, spielte wie andere Kinder lustig im Busch, kletterte auf die Palmen und half auch dem Vater auf dem Acker. Da mit einem Mal verlor er die Fröhlichkeit. Er hatte zu nichts mehr Lust. Er war so müde. Er mochte so gerne schlafen. Und am Hals bekam er eine leichte Schwellung. Hunger und Durst hatte er noch. Da kam der Doktor in sein Dorf und sah ihn und wußte es gleich: der arme Junge ist schlafkrank. Was mag da die Mutter für einen Todesschreck bekommen haben. Sogleich wurde der Junge auf den Klutoberg befohlen. Die Mutter durfte ihn begleiten. Und sie bekommt auch für sich und das Kind soviel Geld, daß sie da oben beide ordentlich zu essen haben. Aber die Medizin des Arztes will nicht helfen. Nun schläft der Junge schon tage- und wochenlang. Nur wenn's zum Essen geht, weckt ihn die Mutter. Aber er schläft schon fast beim Essen wieder ein. Und der Doktor glaubt nicht, daß er wieder gesund wird. Die Krankheit ist schon zu weit vorgeschritten. Aus dem zeitlichen Schlaf wird gar bald der ewige Schlaf werden. Das ist die Schlafkrankheit! O was bringt sie für herzbrechende Not unter die Menschen.



Ein Kirchlein in Deutsch-Ostafrika.

3. Andere Kranke.

Tief, tief traurig bin ich durchs Krankenlager gewandert. Gar manchen hab ich gesehen von den 80 Kranken, die dort wohnen mußten. Manchen leuchtete das Auge noch in alter Fröhlichkeit, und der Doktor hofft, daß ihnen noch zu helfen sei. Andere sehen schon so müde aus, als wollten sie sofort die Augen schließen. Manche konnten noch arbeiten, kochen, fegen und Holz holen und was alles in einem solchen Dorfe nötig ist, und andere, die lagen da, gezeichnet mit dem Zeichen des Todes.

Das Allertraurigste aber ist, daß die meisten Kranken noch Heiden sind. Sie gehen einem schnellen Tode entgegen und wissen nichts von dem Fürsten des Lebens. Darf das noch länger so sein? Müssen wir nicht alles tun, was in unsrer Macht steht, daß in dem Lande, in dem der Bote des Todes, die Schlafkrankheit, von Hütte zu Hütte geht, auch der Fürst des Lebens seine Boten habe?

Vergeßt die Elendesten der Elenden nicht!

(Aus dem Missions-Kinderfreund von Insp. Schlunk, Bremen.)

*) Es scheint fast, als sei ganz neuerdings wirklich ein wirksames Heilmittel gefunden worden. Wenigstens brachten die Zeitungen die Nachricht, daß in einem Lissaboner Krankenhause ein Neger und eine Negerin, die schon im letzten Stadium der Krankheit sich befanden, geheilt worden seien. In Portugiesisch-Afrika und auf der Insel San Principe ist die Zahl der Opfer auch unter den Europäern sehr groß.

Königin-Geburtstagsfeier in der Schule zu Frederiksdorp.

Von Br. J. Vogt.

Königin-Geburtstag ist in Suriname ein großes Fest. Wer nur immer kann, geht nach „der Stadt“ (Paramaribo), um dort möglichst viel Vergnügen zu erleben. — Besonders freuen sich die Kinder über all das Schöne und — „lekkere“, was es da zu sehen und zu kosten gibt. — Eine große Anziehungskraft haben dabei auch die Wettspiele, Ringkampf, Wetturnen, Klettern ausgeübt. Das alles ist in „der Stadt“ zu sehen. Wie ist's aber auf Plantage? Alle Kinder dürfen oder können doch nicht in die Stadt.

Hier in Frederiksdorp bezw. vorher in Johan en Margaretha war die Stadt früher an „Koningin-verjaardag“ ganz mäuschenstill. Die armen Plantagenkinder, die das ganze Jahr durch nichts von den Stadtherrlichkeiten zu sehen und zu genießen bekamen, mußten auch an diesem Tage darauf verzichten. — Kein Wunder daher, daß der Plan, auch hier den Geburtstag der Königin zu feiern, mit Freuden aufgenommen wurde.

Es waren nicht alle 63 Kinder unsrer Schule anwesend, ein großer Teil hat das Vorrecht gehabt, mit Eltern oder Verwandten in die Stadt gehen zu dürfen. — Die andern haben sich beinahe alle eingefunden, mit einem rot-weiß-blauen Fähnchen in der Hand, das sie selbst aus Seidenpapier und einem Stöckchen hergestellt haben. Seht nur, wie sie lustig flattern!

Der Dauerlauf, welcher nach Gesängen, Gebet und Ansprache sowie dem begeisterten, von den Lehrern und Kindern ausgebrachten „Leve de Koningin“ (= unserem Deutschen: „Hoch“), durch Hof und Garten gemacht wurde, ist beendet. Zuerst in Kreisform, auch in Schlangenlinie gings ganz gut. Als aber die Schnecke daran kam, gabs tüchtig aufzupassen. Da das merkwürdige Ding jedoch wieder den Einfall bekam, im Zentrum sich umzudrehen, um wieder gerade werden zu wollen, löste sich alles in Wohlgefallen und heiteres Lachen auf. — Um sich nun von dieser ungewohnten Anstrengung zu erholen, begab man sich in den Schatten eines Baumes, wo ein Gebräu aus Tamarindensyrup, Zucker, Zimmt und etwas Rotwein sowie einige „Koekjes“ (Gebäck) die müden und keuchenden Schnelläufer erquickte.

Der Nachmittag entwickelte sich regelrecht zum Volksfest von Fredriksdorp und Johan en Margaretha. Eine stattliche Schar von Zuschauern umringte uns in unserem geräumigen Hofe. Schwarze, Britisch-Indier und Javanen fanden sich ein, um die Spiele des kleinen Volks zu sehen: Blinde Kuh, „Scherbenschlagen“, wobei ein Stück Blech den „Scherben“ (Topf) vorstellen mußte. (Das hatte übrigens vor einem Blumentopf zwei Vorteile, erstens gab es, wenn es getroffen wurde, ein dreimal so starkes Getöse, und zweitens zerbricht es nicht). — Ferner wurde „Ringschieben“ gespielt und dabei das Nationallied „Wilhelmus van Nassauwe“ unzählige Male gesungen. Am meisten Spaß verursachte das Sackhüpfen der kleineren Jungen. Wie lachten da die Alten und die Jungen in ihren verschiedenen Sprachen, wenn wieder einer umpurzelte! Wie im Nu war's ½6 Uhr und mußten die Preise verteilt werden. Das schönste an den Preisen jedoch war, daß alle Kinder einen bekamen; die einen, weil sie „gewonnen“ hatten, die andern, weil sie sie verdient hatten.

Ein Lob- und Danklied bildete den Schluß unserer Feier.



Die 63 Schulkinder in Frederiksdorp in Suriname bei der Feier des Geburtstags der Königin Wilhelmine von Holland. (28 Christen- und 55 Heidenkinder.) Rechts Evangelist Ch. Mahabier, dahinter die Lehrer Narain und Rust.

Leoparden- und Paviangeschichten aus Südafrika.

Von Br. E. Poiet.

(Schluß.)

2. Der rote Hans von Clarkson.

In Port Elisabeth, der zweitgrößten Hafenstadt der Kapkolonie, ist immer ein guter Markt für alle Sorten wilder Tiere. Der rote Hans, der gern so viel wie möglich verdienen wollte, beschloß, seine Beute dorthin zu transportieren. Er machte sich Käfige, roh, aber aus starkem Holz gezimmert, worin die Gefangenen erst eine Zeit lang auf einem Ochsenwagen fahren mußten, bis sie zur nächsten Eisenbahnstation kamen. Leider kam aber nicht einer der Tiger lebendig nach Port Elisabeth. Durch die so starke Federkraft der Falle war das in dem Eisen sitzende Bein allemal so beschädigt, daß die Tiere auf dem langen Transport starben. Trotz alledem aber war es doch eine sehr lohnende Beschäftigung, da die unbeschädigten Felle sehr gut bezahlt werden.

Leider aber kam für unsere zwei Jäger die Zeit, wo sie zwar immer noch jeden Morgen ihre Fallen aufsuchten, aber nichts darin fanden, denn auch der saftigste Köder war unberührt geblieben. Sie mußten endlich einsehen, daß entweder alle Tiger gefangen waren oder sich keiner mehr erwischen lassen wollte. Die Jäger waren schon zu sehr an den so leichten Erwerb gewöhnt, so daß es eine sehr trübe Aussicht für sie war, wieder andere Arbeit suchen zu müssen. So beschlossen denn Vater und Sohn, von jetzt ab Paviane zu fangen.

12 Neue Missionsschriften

sind soeben in Herrnhut erschienen. Schreibt an die hiesige Missionsbuchhandlung oder fragt in einer Buchhandlung Eures Wohnortes nach, so bekommt Ihr sie sofort. Auf Missionsfesten natürlich auch. Teuer sind sie nicht: sie kosten 5, 10, 25, 2 à 30 und 60 Pfennig. Jeder, der die Mission lieb hat, findet etwas, was ihn erfreut; die Alten und Ihr jungen Freunde.

Ihr greift ohne Frage zuerst nach zwei mit kräftigen bunten Bildern geschmückten Büchlein, betitelt **Reime und Bilder** aus der evangelischen Brüdermission, (10 Pfennig das Stück*), in denen von den lustigen Eskimos in dem interessanten fernen Schneeland Labrador die Rede ist. Es wird eine Reise dorthin geschildert:

Auf laßt uns heut auf Reisen gehn
Und uns die Welt einmal besehn!
Ich schlage vor nach Kamerun!
Zu sehn, was dort die Schwarzen tun.
Oder was schlagt ihr Kinder vor?
Sie alle schrien: Nach Labrador!

Und so gehts denn auf dem Missionsschiff der Brüdergemeine nach Labrador! Von London durch das großartige, oft wundersam leuchtende Meer, an Schiffen, Walfischen, Delphinen, Seeschweinen vorbei zu den Eskimo! Und von diesen erzählt dann Heft 2 eine prächtige Jagdgeschichte.

So kommt denn heut auf Bärenjagd,
Die auch dem Eskimo behagt!
Der Eskimo, der soll sie schießen.
Wir woll'n die Freude mitgenießen.

Noch einige Schriften könnten Euch gefallen, sicher wenigstens den älteren unter Euch: Missionsärztliche Arbeit in Deutsch-Ostafrika; Zantigron oder die Schwärzesten unter den Schwarzen in Suriname; Du sollst den Feiertag heiligen; Sie opfern den Teufeln. Auch das Büchlein, das von den „Erstlingen" d. h. den ersten Christen der Brüdermission unter den Wanyamwesi in Deutsch-Ostafrika handelt, würdet Ihr gern lesen. — Wollt Ihr Euren Eltern etwas mitbringen, dann kauft für 25 Pfennig Br. H. Franckes Schrift „Tibetische Geschichtsforschung" und was man dabei erleben kann, oder Prof. Meinhofs: „Die Mitarbeit der Laien (der Nicht-Geistlichen) am Missionswerk. Wißt Ihr jemand, der unsere Brüdermission noch nicht sehr kennt, dann zeigt ihm die Schrift „Die Mission der Brüdergemeine". Entstehung. Stand. Eigenart. (30 Pfg.); will jemand unsere Ostafrikanische Arbeit studieren, so findet er in „Deutsch-Ostafrika" von Missions-Direktor Hennig guten Stoff. Und weiß jemand von Mission überhaupt noch fast nichts, dann lese er schleunigst die frisch geschriebene 60-Pfennig Schrift von Br. Baudert: Bilder aus der Mission der Brüdergemeine. Alle 12 Schriften kosten 2,40 Mk.

*) Wer diese „Reime und Bilder" verbreiten will, erhält sie von der Missionsbuchhandlung noch billiger.

8 Biblische Fragen.

Die Anfangsbuchstaben der richtigen Antworten bilden einen biblischen Stadtnamen.

1. Wer kam zu Jesu bei der Nacht
   und gab auf heil'ge Lehren acht?
2. Woher kam jene Räuberschar,
   die Hiob's Wohlstand schädlich war?
3. Wer stieg am Weg auf einen Baum,
   Denn Jesum sehn gelang sonst kaum?
4. Vor welchem König kraftvoll trat
   Elias auf mit Wort und Tat?
5. Wie hieß von Salomo der Sohn,
   der nach ihm folgte auf dem Thron?
6. Wo prangte der Diana Bild
   In Silberarbeit stolz als Schild?
7. Wer schaute erst nach Wochenfrist
   den auferstand'nen Jesum Christ?
8. Wie hieß die fromme Magd des Herrn,
   Im Tempel dienend treu und gern?

C. Th. D.

Quittung.

Mark 3.— von Viktoria, Erika und Hansjürgen von H. in Potsdam, aus ihrem Negerlein für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben wird hierdurch mit herzlichem Dank bescheinigt.

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1911. 12. Jahrgang

Wie in Alaska drei Schulknaben ertranken.

1. Das traurige Ereignis.

Bruder Rock, einer unsrer Missionare in Bethel, führt schon seit Jahren mit seiner Frau die Aufsicht über alle die Eskimoknaben, welche unsre Mission zur Erziehung angenommen hat. Diese wohnen bei ihnen im Haus, erhalten Schulunterricht und körperliche, sowie geistige Pflege, so weit sie solcher bedürfen. Jahrelang haben Geschwister Rock für diese Kinder gesorgt, und noch nie ist ein Unfall eingetreten, daß etwa ein Knabe ein Bein gebrochen oder sonst einen Schaden sich zugezogen hätte. Und nun berichten Briefe aus Alaska von einem schweren Unglücksfall, der sich im Herbst vorigen Jahres ereignete. Drei Schulknaben ertranken beim Schlittschuhlaufen!

Diese Knaben hatten Br. Rock um Erlaubnis gebeten, mit einigen Eskimomännern fischen zu gehen. Die Erlaubnis war gegeben worden, und fröhlich zogen sie ab. Die Eskimos hacken das Eis im Winter an verschiedenen Stellen auf und finden da schöne große Weißfische. Wie so oft, ging auch bei dieser Gelegenheit alles gut. Bald darauf aber fragten die Knaben, ob sie einige Männer zu einem entfernten Bach begleiten dürften, auch dort sollten große Fische gefangen werden. Bruder Rock erlaubte auch das unter der Bedingung, daß sie nicht allein gingen, sondern sich an jene Männer anschlössen. Nun scheint es, daß diese Männer vorausgingen und die Burschen nicht gleich mitnahmen. Darum mußten nun die Knaben eilen, um die Männer einzuholen. Da kamen sie an die Mündung des Baches, zu dem sie gehen wollten. Dort scheinen sie ihre Schlittschuhe angeschnallt zu haben und gelaufen zu sein, ohne immer genau auf die Stärke des Eises zu achten, da sie darauf bedacht sein mußten, die Männer bald zu treffen. Nachdem sie etwa fünf Minuten landeinwärts gefahren waren, trafen sie auf diesem Bach auf dünnes Eis und brachen nun alle drei ein. Da sie ganz allein waren, hatten sie keine Hilfe und mußten so in dem eisigen Wasser umkommen.

Dieser Fischplatz war in der Nähe eines Dorfes. Daher wunderten sich die Missionare noch nicht gleich, daß die Knaben nicht sofort am Abend nach Hause kamen. Sie glaubten, die Burschen seien in dieses Dorf gegangen, um am nächsten Tag, einem Sonnabend, gleich wieder in der Nähe dieses Fischplatzes zu sein. Ja, als sie auch am nächsten Abend noch nicht zurück waren, glaubte man, sie seien zu einem andren Platz gegangen, um dort weiter zu fischen. So erwartete man sie erst Sonntag Morgen zurück. Aber, aber — sie waren auch Montag früh noch nicht wieder heimgekehrt.

Da nun schickte Bruder Rock einen Eilboten, der sie nach Hause holen sollte. Der kam nach einer Stunde zurück und brachte die entsetzliche Nachricht! Er hatte einen Knaben unter dem Eis gesehen! Sofort bot man nun eine ganze Gesellschaft auf und

ging auf die Suche nach den Knaben. Man hatte wenig Hoffnung, alle Drei zu finden. Da aber — plötzlich erblickte man sie alle drei unter dem Eise! Nun arbeitete man mit äußerster Anstrengung, bis man sie aus dem Wasser herausgezogen hatte, um sie dann auf dem Schlitten nach Haus zu bringen. Zunächst wurden zwei nach Haus gebracht, mit dem dritten blieb Bruder Rock noch zurück. „Es war eine entsetzliche Stunde," so schreibt er, „mit einem ertrunknen und erfrornen Knaben allein zu sein! Schildern kann ich das nicht. Ich fand das Eis, an der Stelle, wo zwei Bäche zusammentreffen, sehr dünn. Dort waren sie eingebrochen. Und als ich weitere Untersuchungen anstellte, erkannte ich, daß ein Knabe seine Schlittschuhe noch anhatte und das Schlittenseil um den Hals geschlungen war. Er war offenbar der Führer gewesen. Der andre große Bursche hatte wahrscheinlich den Schlitten hinter sich gezogen und damit zugleich den dritten Jungen, den armen Krüppel Iwan, der auf dem Schlitten saß. Der Führer muß sich



Eierhändler in Alaska.

nun in das Seil verwickelt haben, während Iwan in den Schlitten und in das Schlittenzeug kam, ohne sich offenbar davon losmachen zu können. Gekämpft und gerungen, um aus dem Wasser wieder in die Höhe zu kommen, haben sie wohl alle. Aber es war vergeblich, denn das Wasser stand gerade sehr hoch. Es war zur Zeit des Unfalles Flutzeit; daher war der Bach zu tief, als daß die Burschen mit den Füßen hätten aufstehen können. Ueberdies war das Wasser eiskalt, so daß es sie schauerte. Das vermehrte ihre Hilflosigkeit. Als dann später die Flut sank, berührten sie mit ihren Kleidern das Eis, und so froren diese nun am Eis fest. Das geht daraus hervor, daß die Leichname nicht auf dem Grund des Baches lagen, was nach einigen Tagen doch hätte der Fall sein müssen, sondern oben am Eis. Die Schlittschuhe der Jungen, die Aexte, ihre Fausthandschuhe, Kappen, auch ihre Frühstücksbüchsen mit dem Frühstück, das alles lag verstreut umher; und man fand es im Eis."

Als die Leichname auf der Station Bethel angekommen waren, legte man sie in einen Arbeitsschuppen, machte Feuer und legte die Leichen in die Särge, welche Bruder Rock und Holtmeyer schnell gemacht hatten. Mehrere junge Männer hielten die ganze Nacht hindurch Wache. Am andren Morgen taten einige Eskimomänner noch die letzten Handgriffe, um die Knaben schön und friedlich zu betten. Ihre Kameraden aber suchten Immergrün und steckten es rund um die Särge herum; Blumen gab es in jener Jahreszeit nur sehr wenig.

Um 2 Uhr wurde dann das Begräbnis gehalten. Drei Särge nebeneinander im Gotteshaus! Das redete eine ernste Sprache. Alle waren erschüttert; es war etwas zu Trauriges. Die Brüder Butzin, Hinz und Rock sprachen den Versammelten Trost zu und redeten von dem Ernst des Todes, der uns alle einmal plötzlich aus dieser Zeit abrufen könne. Die Schulkinder stimmten noch einen englischen Gesang an: Beautiful valley of Eden = Schönes Tal des Paradieses.

2. Näheres über die Knaben.

Erfreulich war der Umstand, daß alle drei Knaben fromme Menschen waren, die an Jesum Christum glaubten. Iwan war sogar schon konfirmiert. Die Namen aller Drei werden uns lieb sein zu wissen. Iwan Andreas, so hieß der eine, war ein Waisenkind; dazu ein Krüppel. Der zweite Bursche hieß Zacharias Jewak, er war der Sohn einer Witwe, die außer ihm noch zwei Söhne hatte. Um den dritten Knaben Paul Atkuk trauerte ein Vater, ein Witwer, der außer ihm nur noch einen Sohn hatte. Dieser Vater vom Paul hatte zur Zeit des Unfalls ein Nachbardorf von Bethel besucht. Er hatte vor einigen Jahren seine Frau verloren, und zwar ebenfalls durch Ertrinken. Diese Frau war mit einer andren Frau, nämlich der Frau des Helfers Rock, zusammen aus diesem Leben abgerufen worden. Beide waren in einem Bergstrome ertrunken, und nun mußte der Mann noch dies durchmachen. Paul, sein Sohn, war ein vor andren guter und männlicher Bursche gewesen, der sich sehr gut führte. Jedermann hatte ihn lieb. Unsre Betheler Missionsschule wird ihn schmerzlich vermissen, denn er war ein tüchtiger Schüler.

Ebenfalls ein guter Bursche war Zacharias, er hatte Lesen und Schreiben recht hübsch gelernt, sprach auch ganz gut Englisch. Nur war er noch nicht so fest und standhaft wie Paul. Er ließ sich eher von andren beeinflussen. Unsre Missions-Geschwister aber haben die feste Hoffnung, daß beide Knaben selig entschlafen sind.

Iwan, der arme Krüppel, war nach verschiedenen Seiten hin kein besonders starker und brauchbarer Mensch, aber er hatte ein gutes Gemüt und übte einen Einfluß auf seine Kameraden aus, allerdings nicht immer nur nach der guten Seite. Aber man

muß zu seiner Entschuldigung sagen, daß er ein Leben voller Elend und Ungemach hinter sich hatte und daher seine Natur leicht etwas unangenehmes annehmen konnte. Sein helles, frohes Lachen und seine aufmunternden Reden werden in dem Kreis der Betheler Schüler nicht so leicht vergessen werden können. Unser Vater im Himmel wird all des Leidens gedenken, das dieser Knabe durchgemacht hat und auch ihn mit Ehren angenommen haben. Noch erwähnen wir, daß Iwan fast in allen Schulfächern gute Fortschritte machte und besonders ein guter Sänger war.

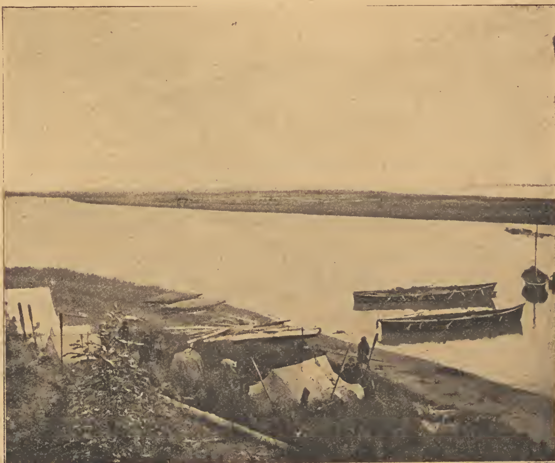
Wir verstehen es, daß Geschwister Rock und mit ihnen die Aufsicht führende Tante Mary, welche Tag für Tag mit diesen Knaben gelebt und für sie gesorgt hatten, den Verlust am schmerzlichsten empfanden. Es war ja auch entsetzlich traurig, daß alles so kam. Bruder Rock hatte seine Erlaubnis zum Weggang der Kinder erst gegeben, nachdem er genaue Erkundigungen eingezogen hatte, daß die Knaben unter bestem Schutz von dannen zogen. Es war offenbar Gottes Wille, daß ihr Leben auf diese Weise jäh abgebrochen werden sollte. Er wollte wohl dadurch zu all den kleinen und großen Bewohnern von Bethel ein ernstes Wort reden. Das will er auch zu uns. Vor allem wollen wir der andern Knaben und Mädchen gedenken, daß sie bald Jesum kennen lernen, damit sie zur Heimfahrt bereit sind, wenn sie einmal plötzlich abgerufen werden. Das kann bei den Gefahren des Berufes der Eskimo oft schnell einmal geschehen. Und wir wollen auf unser eignes Ende uns rüsten, wenn wir so etwas hören. Wie schön ist es doch, wenn wir mit einem guten Gewissen abscheiden können! Wie entsetzlich muß das Gegenteil sein! Und da ist es nun eigentümlich, daß Bruder Rock am Schluß seines langen Schreibens noch einen Fall erzählt, der sich fast zur selben Zeit ereignete und von dem wir auch noch hören wollen.

3. Noch ein ertrunkenes Kind.

Ein junges Mädchen, offenbar eins, das nicht auf der Missionsstation wohnte, sondern nur in der Nähe, lief plötzlich aus dem Haus ihrer Schwester, in dem sie gerade wohnte, weg. Sie wollte zu ihrer Mutter, welche einige englische Meilen stromabwärts wohnte. Dort aber ist sie — nie angekommen! So bald man sie vermißte, zog eine Gesellschaft aus, um sie zu suchen. Aber wo fand man sie? Ein wenig unterhalb der Station Bethel, ebenfalls im Eis! Auch sie war ertrunken und hatte ein eisiges Grab gefunden. Um sie trauert man in Bethel viel mehr als um jene Knaben. Warum? Man hatte doch jene Knaben, mit denen man täglich beisammen war, viel lieber, als dieses Mädchen, das man weniger kannte. Ja, aber etwas wußte man von ihr, und das war nichts Rühmenswertes. Sie war nämlich mit einer Schuld auf dem Gewissen belastet gewesen, als sie weglief. Sie hatte das Weite gesucht, weil sie sich schämte, daß man dahinter gekommen war, daß sie Geld gestohlen hatte. Es wäre alles bald gut gewesen, wenn sie sich hätte entschließen können, um Verzeihung zu bitten. Das aber wollte sie nicht, darum lief sie zu ihrer Mutter, um bei dieser Schutz und Hilfe zu suchen. Hoffen wir, daß der Herr, der doch ein barmherziger Gott ist, schließlich auch dieser Seele gnädig gewesen ist, denn sie war doch ein Heidenkind, das noch keine volle Erkenntnis hatte, von der Bedeutung all der Forderungen, die Gott an uns Christen stellt. Sie hat jedenfalls noch nicht so viel von dem Gesetz Gottes und von seinem Evangelium gehört, wie wir alle, Groß und Klein, hier in der christlichen Heimat.

Unsre schönen wohlfeilen monatlichen Missionszeitschriften.

Wir sind gebeten worden, von Zeit zu Zeit die Bezugsbedingungen unserer Missionszeitschriften auch in „Aus Nord und Süd“ zu veröffentlichen, denn manche Knaben und Mädchen haben auch nach der Konfirmation noch den Wunsch, entweder „Aus Nord und Süd“ weiter zu halten oder eine der anderen Missionszeitschriften zu beziehen.



Blick auf den Kuskokwimstrom in Alaska.

Wer ein Exemplar unseres Jugendmissionsblattes „Aus Nord und Süd“ zugesandt erhalten will, der möge 65 Pfennig entweder an die Missionsbuchhandlung in Herrnhut in Briefmarken einsenden, oder auf Postscheckkonto Leipzig 1867 auf einem Postamt einzahlen; denn das Blatt kostet pro Exemplar 25 Pfg. und 40 Pfg. Porto. Bei Bezug von mehreren Exemplaren wird das Blatt billiger. 5 Exemplare kosten frei zugesandt 1,65 Mk., 10 Exemplare 3,10 Mk., 20 Exemplare und mehr sind portofrei, größere Partieen stellen sich noch wohlfeiler.

Wer lieber schon eine Missionszeitschrift haben will, wie sie die Erwachsenen lesen, und zugleich ein Blatt mit vielen Bildern, der bestelle sich die ebenfalls sehr wohlfeile Monatsschrift **„Kampf und Sieg“**, die auch von unseren Missionsgebieten handelt und kürzere und dabei sehr interessante Artikel enthält, die durch viele Bilder erläutert sind. Es kostet, bei der Post oder bei der Missionsbuchhandlung in Herrnhut bestellt, 1,20 Mk. im ganzen Jahr portofrei zugesandt. Es sieht auch äußerlich schmuck und stattlich aus und kann sich auch in den besten Häusern sehen lassen. — Sollte jemand sogar unser **„Missionsblatt“**, das auch monatlich erscheint, halten wollen, so ihm zur Nachricht, daß das jährlich 1,40 Mk. kostet. Zahlungen für alle Blätter sind auf jedem Postamt möglich: Auf Postscheck Leipzig 1867.

Unter den Burschen in Bethel in Alaska.

Mitteilungen von Br. Arthur Butzin.

1. Spiele.

Mancher Bursche fragt vielleicht, ob die Eskimoknaben hier in Alaska glücklich und vergnügt sind und wie sie das zum Ausdruck bringen. Die Antwort lautet: Sie sind es ganz gewiß, wenigstens die Schuljungen in Bethel. Natürlich kann ich nicht viel von Denen erzählen, die auf der weiten Tundra oder längs der Küste wohnen, aber eben von denen hier in Bethel weiß ich, daß sie vergnügt sind. Gerade, während ich schreibe, wildern zwei Mädchen in der Küche, ihr Lachen und Schwatzen tönt zu mir herüber, gerade so wie all das, was die älteren Leute den Lärm der Kinder nennen. Indessen langsam und sogar träge sind die Burschen, wenn man sie irgend eine Arbeit tun heißt, die ihnen langweilig ist, vollends wenn dies in einem Augenblick geschieht, wo sie lustig beim Spiel sind, wie ausgelassene Kätzchen. Sie ringen miteinander, sie springen umher und sind bald da, bald dort, gerade wie die Eichhörnchen im Baum. Sie sind lebhaft genug, um spielen zu können.

Aber ich habe bemerkt, daß sie sehr wenig Spiele kennen, wenigstens wenig solche, bei denen es darauf ankommt, daß man bestimmte Regeln beobachtet. Sie scheinen bei ihren Spielen nicht viel Ueberlegung zu haben, also fehlt gerade das ihren Spielen, was unseren Spielen den Reiz und den angenehmen Beigeschmack gibt. Was sie Spiele nennen, das sind hauptsächlich die großen Spieltage, die von Zeit zu Zeit abgehalten werden. Da spielt ein ganzes Dorf mit einem andren. Wir können davon ein ander Mal erzählen. Aber mit diesen Spielen sind mit wenigen Ausnahmen heidnische abergläubische Gebräuche verbunden, und darum wünschen wir nicht, daß die Eskimo sie lange fortsetzen. Wenn wir nun aber von ihnen verlangen, daß sie diese Spiele aufgeben, so müssen wir andre Spiele an deren Stelle setzen, denn irgend etwas, was sie anregt, haben sie nötig. Schnelleres Denken möchten sie lernen, ferner sind ihre Lungen begreiflicherweise schwach, da möchten wir Uebungen im Freien vornehmen, um sie zu stärken. Einen Anfang damit habe ich gemacht. Eines Abends, als der Mond hell leuchtete, begann ich. Es erforderte viel Geduld, bis sie anfingen, aber als es einmal begonnen war, da kamen sie in eine wahre Begeisterung.

Während des Winters müssen sie der Kälte wegen natürlich viel Zeit im Innern des Hauses verbringen. Da werde ich an den langen Abenden einmal in der Woche mich den Kindern widmen, damit sie einige Spiele lernen, die man im Zimmer spielt. Das ist ihnen sehr lustig, aber sie müssen dabei noch viel Dinge lernen.

2. Reinlichkeit.

Ihr werdet fragen: Sind diese Burschen nicht zu schmutzig, um sie in die Wohnung zu nehmen? Wirklich nicht! Ich wünschte, ihr könntet zum Beispiel den kleinen Theodor sehen, er hat ein rundes fröhliches Gesicht, voll Sonnenschein. Er besucht uns oft und sieht sich gern Bilder an, oder guckt in das Mikroskop. Ja, die Burschen, welche hier auch nur einige Monate verbracht haben, zeigen ganz offenkundig die Wirkung von Wasser und Seife und kleiden sich nett. Im Laufe des Sommers waren viele Leute von der Nuniwak-Insel hier. Unter ihnen war ein Bursche, der Beinkleider von rot und weiß gestreiftem Zwillich trug. Wenn man das hört, da denkt man bei uns an das Abzeichen eines Barbiers.

Quittung.

Mark 5.— von Schülern in Marklissa durch P. Wieder und Mark 13.50 von den Kindern der Sonntagsschule in Kurzel, durch Herrn Vikar E. Uttendörfer, daselbst, für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichstem Dank **Expedition der Missions-Verwaltung.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1911. 12. Jahrgang.

Anfang einer afrikanischen Reise.

Erlebnisse auf der Landreise von Mwaja nach Daressalaam vom 3. Juni bis 12. Juli 1910.

Erledigung eines Streitfalls unter den Trägern.

Von Br. Fr. Jansa.

Es war am Morgen des 4. Juni. Wir hatten das erste Nachtlager hinter uns. Das Frühstück war eingenommen, das Zeichen zum Aufbruch gegeben und die Träger im Begriff, ihre Lasten zu binden und aufzunehmen. Plötzlich erhebt sich aus einer der Unterkunftshütten ein wirres Durcheinander von Stimmen, aus deren hartem Klang zu entnehmen ist, daß ein ernster Streitfall ausgefochten wird. Durch den Lärm herbeigelockt, laufen die Träger von allen Seiten herzu. Jeder möchte die Neuigkeit vernehmen, bildet sie doch möglicherweise den Gesprächsstoff für den langen Weg. So willkommen der Zwischenfall den Leuten, so unwillkommen war er mir. Den Abmarsch mußte ich aufschieben, bis der Streit entschieden war. Was mochte wohl der Grund der Friedensstörung sein?

Mit dem Führer der Karawane, namens Kafunja, hatten zwei Händler aus dem nahen englischen Gebiet, in derselben Hütte die Nacht zugebracht. Kafunja beschuldigte die beiden, ihm seine Barschaft von 2,50 Rupien (= 3,36 Mk.) entwendet zu haben. Die Händler leugnen die Tat. Die Untersuchung beginnt mit der Durchforschung der Hütte. An der Feuerstelle werden die Steine entfernt, in der Asche wird herumgestöbert, unter den Schlafstellen wird geleuchtet, auch das Grasdach wird abgetastet, überall, wo in der Lehmwand Risse sich zeigen, wird nachgesucht, doch das Geld ist nicht zu finden. Während dieser gründlichen Untersuchung kommt auch die Vorgeschichte zu meiner Kenntnis. Kafunja hatte das Geld noch am Morgen bei sich gehabt. Er hatte es mit seinen Papieren zu sich einstecken wollen, als mein Hausbursche ihm meinen Auftrag brachte, die Träger zusammenzurufen. Schnell legte er die Papiere mit dem Geld auf seine Schlafstelle zurück und verließ die Hütte in der Absicht, erst die Leute zur Stelle zu bringen, ehe er sich selber reisefertig macht. Bei seiner Rückkehr fand er wohl die Papiere vor, das Geld aber war verschwunden. Nur jene zwei Fremden waren in der Hütte während der Abwesenheit des Kafunja. Der Verdacht, daß sie um den Verbleib des Geldes wissen, wird noch verstärkt, als ein Bekannter des Kafunja beteuert, den jüngeren beim Vorbeigehen dabei überrascht zu haben, wie er jene Papiere schnell hinlegte. Der Angeklagte gibt zu, die Papiere in der Hand gehabt zu haben, leugnet jedoch, von dem Gelde etwas zu wissen. Auch sein älterer Begleiter macht dieselbe Aussage. Beide berufen sich darauf, daß sie Leute von der englischen Mission wären, wohl in der Hoffnung, sich durch diese Aussage von dem

Verdacht des Diebstahls reinigen zu können. Doch ich lasse in der Untersuchung fortfahren. Die Säcke der beiden werden entleert, — das Geld war nicht darin. Der Aeltere der beiden stellt nun seinerseits die Forderung, daß die Habseligkeiten des Kafunja in gleicher Weise einer Durchsicht unterzogen werden. Auch diese Untersuchung ließ ich vornehmen, doch auch sie verlief ohne Ergebnis. Was meinerseits getan werden konnte, um Licht in die Angelegenheit zu bringen, war getan worden. Jetzt blieb nur der eine Weg offen, die Sache in Neu-Langenburg bei dem Richter anhängig zu machen. Mit diesem wichtigere? Ich bat Gott auf dem Wege, mir darüber Klarheit zu schenken. So kamen wir auf dem Rastplatz an. Dort mußte die Entscheidung stattfinden. Es schien mir das Richtige, den Streitfall zu Ende zu führen, d. h. daß es meine Pflicht wäre, mit dem Kläger und den Angeklagten nach Neu-Langenburg zu eilen, während die Karawane den Weg nach Rutenganio weiter verfolgte. Ich ließ umsatteln und wählte für den Umweg das schnellere Tier, das meine Frau bisher geritten hatte. Ich war eben aufgestiegen, als Kafunja an mich herantrat und mir meldete, daß der Händler sich zur Zahlung



Auf der Reise in Deutsch-Ostafrika.

Bescheid an die Leute brach ich die Verhandlung ab. Endlich konnten wir das Lager verlassen mit einem Zeitverlust von einer Stunde. Die beiden Händler befanden sich mit im Zuge.

„Sollte man nicht gut tun, die ganze Sache niederzuschlagen, indem man dem Bestohlenen den kleinen Betrag zahlte?“ so fragte ich mich unterwegs. „Oder wenigstens die Leute allein ihren Streit in Neu-Langenburg vor dem Richter fortführen lassen?“ Es wurde mir klar, daß die Angelegenheit; die ich in die Hand zu nehmen gezwungen worden war, nun auch von mir bis zu Ende gebracht werden müsse, wenn meine Autorität bei den Trägern nicht von vornherein erschüttert werden sollte. Unser Ziel war Rutenganio. Der Umweg über Neu-Langenburg bedeutete einen Verlust von mindestens 4 Stunden. Wenn ich mich dazu entschloß, mußte ich die Karawane allein lassen, konnte nicht nach Weib und Kind sehen und bei Ankunft auf der Station die nötigen Anordnungen treffen. Welche Pflicht war die der Summe bereiterklärt habe, denn, so sagte er, in Neu-Langenburg werde ich doch verurteilt. War das das Eingeständnis des Diebstahls? In den Augen aller Eingebornen ein volles! Für mich war die Angelegenheit mit einem Male abgetan und alle Sorge von mir genommen. Freilich das Geld war nicht so schnell herbeigeschafft. Der Händler führte keins bei sich, wie er angab. Deswegen gab er seinen jüngeren Begleiter als Geisel mit. So war uns einstweilen Sicherheit gegeben. Der Bürge ging mit uns nach Rutenganio. Am nächsten Morgen wurde er von seinem Freunde ausgelöst. Vor allen Leuten ließ ich das Geld aufzählen. Die Summe, die aus viel Kleingeld zusammengesetzt war, belief sich auf Rp 2,49½. Es fehlte noch der letzte halbe Heller. Kafunja hat auch diesen nachträglich erhalten. — So unbedeutend die Begebenheit erscheinen mag, so diente sie mir doch zur Aufmunterung und war mir eine sichere Gewähr für Gottes Leitung bis ins Kleinste hinein. Es war mir ausgemacht, daß der

treue Herr an jedem Tage der langen Reise durch alle Schwierigkeiten helfen werde, wie er es am Anfang getan hatte.

„Was da — in Deutsch-Ostafrika — kreucht und fleucht."

Leben und Weben in Haus und Hof.

Von Herbert Bauer in Rutenganio im Nyaßagebiet.

Daß ich kein Zoologe bin, daß also meine im Folgenden niedergeschriebenen Beobachtungen auf wissenschaftliche Genauigkeit keinerlei Anspruch machen, will ich vorausschicken. Auch habe ich keine wissenschaftlichen Namen zur Hand, um damit meine Angaben näher zu belegen und klassifizieren zu können. Nur im gemütlichen Plauderton will ich erzählen, welch reiches, buntes Leben hier dicht unter unsern Augen gelebt wird. Daß es sich dabei um keine erschöpfende Darstellung handelt, ist klar. Ich will mich deshalb auch nur darauf beschränken, zu schildern, was mir so im Haus und draußen vor dem Haus unter die Augen kommt.

Wenn ich still in meinem Zimmer sitze und schreibe, dann fängt es oben über mir auf den Matten, die die Zimmerdecke bilden, an zu rollen, als ob jemand mit einer Steinmarmel — Klicker nannten wir sie in unserer Jugend — spiele. Das sind die Fledermäuse, die dort über den Boden trippeln. Wenn es regnet, dann fangen sie auch an zu piepsen und zu pfeifen. Es ist ihnen ungemütlich, denn es regnet gewöhnlich durch die Decke. Mir aber sind die Tierchen höchst gemütlich, ich fühle mich nicht vereinsamt und habe mich auch an ihre harmlose Gesellschaft recht gewöhnt.

Links von meinem Pult am Fenster ist in der Mauer ein kleines Loch. Jeden Morgen ist dort ein Häufchen Erde zusammen getragen, und jeden Morgen entferne ich es sorgsam. Das hat die kleine schwarze Ameise getan. Vom Garten aus ist sie hinaufgestiegen und hat sich durch den Lehm, der die Ziegelsteine bindet, hindurchgebissen, gewiß eine achtungsvolle Arbeitsleistung. Da sie sich in mein Zimmer noch nicht hineingewagt hat, so lasse ich sie ruhig weiter schaffen. Was hülfe es auch, wollte ich das Löchlein verkleben; sie würde bald an einer anderen Stelle wieder auftauchen. Also lassen wir sie. Wenn sie unangenehm wird, dann wird sie mit heißem Wasser vertilgt. So geschah's in unserm Speiseschrank. Hier kann man sich auf die Dauer nur dadurch retten, daß man unter die Füße des Schrankes Schalen setzt, die täglich mit Wasser gefüllt werden müssen. Des öfteren müssen wir gegen die kleine Ameise zu Felde ziehen in unserer Schlafstube; man kann eben doch nicht das ganze Schlafzimmer auf Wasser setzen. Wo nur irgend etwas liegen bleibt, ein Speiseresten, ein Läppchen, ein Stückchen Holz, sofort ist die kleine Ameise da und unterzieht alles einer eingehenden Inspektion.

Weniger angenehm ist die „weiße Ameise", die uns auch schon einmal attakiert hat. In langen Zügen kommen sie zu Tausenden und Abertausenden gewandert. Wehe dem Haus, das sie unvorbereitet überfallen! Alles, was Holz heißt, fällt ihrer Freßwut zum Opfer. Und dabei merkt man den Schaden noch nicht einmal augenscheinlich. Ich habe Gartenzäune gesehen, die äußerlich ganz intakt aussehen. Rührte man sie aber an, dann zerbröckelten sie wie Zunder. Das ist das Werk der weißen Ameise. Gerät sie des Nachts etwa in einen Hühnerstall, so fallen ihr fast alle Hühner zum Opfer. Schon manche Missionsfrau hat trauernd des Morgens an dem Grab ihrer Lieblinge gestanden. Als ein gutes Mittel, ihnen zu Leibe zu gehen, kann ich eine Uebergießung mit Lysol empfehlen.

Weil wir gerade bei den Ameisen sind, so gleich noch einiges von ihnen. Komme ich da mal auf unsern Hof und denke, es hat geschneit, alles ist weiß. Wie ich aber näher zu sehe, sind es lauter glänzendweiße kleine Flügelchen. Sie stammen von der „geflügelten Ameise." Am Spätnachmittag kann man diese zu Tausenden um Büsche und hoch oben um die Wipfel der Bäume schwärmen sehen, wie eine kleine Wolke, so dicht. Die oben sitzenden Vögel habens dann gut; die brauchen nur den Schnabel aufzusperren, und der fette Bissen fliegt ihnen hinein. Uebrigens sei hier gleich bemerkt, daß auch die Leute hier diese Tiere als Leckerbissen verspeisen. Sie fangen sie im Flug, reißen ihnen die Flügel aus und verzehren sie bei lebendigem Leib mit Hochgenuß.



Eine Missionsstation in Deutsch-Ostafrika.

Wenn nun die Ameise des Fliegens müde ist, oder was sonst der Grund sein mag — hier kann der Naturforscher aushelfen —, so senkt sie sich auf den Boden hinab und zwar immer pärchenweise. Unten angekommen, streifen sie flugs ihre Flügel mit den Hinterbeinen ab, und nun beginnt eine ängstliche und hastige Erdenwanderung, bei der das Weibchen sich immer krampfhaft an das Männchen anklemmt. Haben sie sich mal verloren, so wartet eins hübsch auf das andere, bis sie sich wiedergefunden haben.

Wo sie bleiben, habe ich noch nicht herauskriegen können. Wenn sie jedoch bei dieser Wanderung den vorher genannten, kleinen Ameisen ins Gehege kommen, so werden sie, obwohl sie die größeren sind, sofort von diesen angefallen, halbtot gebissen oder auch ganz tot und dann in den Bau verschleppt. Diesen Kampf ums Dasein habe ich oft genug beobachtet. Es gibt auch noch andere Ameisensorten hier, doch kann ich über sie nichts berichten. Ich müßte denn aus Büchern abschreiben.

Wenn wir des Abends bei Lampenschein in unserm Wohnzimmer sitzen, dann können wir mancherlei Spinnen an der Wand laufen sehen, große und kleine. Hinter den Bilderrahmen sitzen sie, in den Zimmerecken. Wenn auch meine Frau gegen alle Spinngewebe einen heftigen und erfolgreichen Krieg führt, so lassen wir die Tierlein selbst doch unangefochten hausen. Sie sind eine Art Sicherheitspolizei, indem sie die bösen Moskiten fangen und verzehren, von denen wir zum Glück nur wenige haben. Ihre Arbeit also in allen Ehren!

Während wir nun so gemütlich sitzen, klopft es draußen wiederholt heftig gegen das Fenster. Anfangs schrickt man ängstlich zusammen. Später weiß man, es ist nichts Böses; nur ein schwarzer, großer, starkgepanzerter Käfer will durchaus hinein und zum Licht. Darum stößt er so hartnäckig mit dem Kopf gegen die Scheiben.

Ist das Licht gelöscht und schläft alles müde Leben, dann raschelt es oben; die Ratten beginnen ihren nächtlichen Spaziergang nach der Speisekammer. Hier aber ist alles wohl verwahrt. Nur eine alte Kiste gibts zu benagen. Hunger tut weh, darum schmeckt schließlich auch trockenes Holz. Doch, seitdem wir einige Male eine halbverwilderte Katze mit Milch und guten Worten schlau in unseren Vorratsraum gelockt, sind die lästigen Plagegeister verschwunden.

Jetzt ist auch die Stunde gekommen, wo die Anopheles ihren Umflug hält. Mit höhnisch gesungenem „sisisisise" kommt sie an, dicht neben einem läßt sie sich nieder. Man schlägt nach ihr, schon halb im Schlaf. „Sösösösöse" — fort ist sie! „Sisisisise" — da ist sie wieder. Diesmal klingt es noch höhnischer. So dauert das Versteckspiel eine Weile. Endlich macht man Licht — natürlich keine Spur von dem lieben Tierchen zu sehen. Da kann wirklich der Geduldigste ärgerlich werden.

Hat man aber einmal angefangen, auf die Stimme der Nacht zu lauschen, dann ists mit dem Schlaf auch fürs erste vorbei. Da läuten die Frösche, da quirlen die Heimchen, da flattern die Fledermäuse. Eine wilde Taube, aus dem Schlaf geschreckt, fängt an zu gurren, immer im gleichen Rythmus und Tonfall. Nett sind ja die Tierchen, aber musikalisch sind sie nicht, jedenfalls nur höchst ein „saitig." Aber die Musik ist noch lange nicht zu Ende, noch lange nicht. Dort im Stalle brüllt ein Ochse, da stößt ein Esel seine jämmerlichen Klagelaute aus. Und endlich wandelt eine Hyäne über den Platz, scheußliche Töne ausstoßend, es klingt gerade, als ob ein kleines Kind schreit. Sie macht natürlich sämtliche Hunde der Nachbarschaft mobil, und auch diese vermehren das Konzertprogramm noch um einige Nummern. Lieben Freunde! Das was ich hier erzähle, beruht alles auf Tatsachen. Freilich, der eingefleischte Afrikaner hört das alles nicht mehr. Der schläft.

(Schluß folgt.)

Bananenkleider.

Die Banane war bisher nur als äußerst wohlschmeckende und gesunde Frucht geschätzt, jetzt aber hat ihre Faser zur Stofffabrikation Verwendung gefunden, und in der großen chinesischen Handelsstadt Tschungking fand kürzlich eine Ausstellung von Bananenkleidern statt, die Aufsehen erregte. Vorläufig befindet sich diese neue Verwertung der Bananen noch in den Anfängen, denn es sind erst wenige Kleidungsstücke aus Bananenfasern verfertigt worden, die außerdem noch recht kostspielig sind. In Tschungking wurde für eine Rolle des Bananenstoffs von 4½ Meter Länge und 1 Meter Breite ein Preis von 25 Mark gefordert. Allerdings wird dem Stoff eine ganz ungeheure Dauerhaftigkeit nachgerühmt, die, verbunden mit großer Leichtigkeit, das Ideal für einen Sommeranzug bedeuten würde. Es ist wohl auch anzunehmen, daß neue Verbesserungen des Verfahrens eine erhebliche Verbilligung der Ware herbeiführen. Soviel man erfährt, wird der Stiel der Banane, wenn er ungefähr ein Jahr alt ist, aufgerollt und über Wassergefäßen gedämpft, bis er weich geworden ist. Dann wird die äußere Haut mit einem besonders dazu geeigneten Gerät entfernt. Was übrig bleibt, enthält die für die Gewebe in Frage kommenden Fasern.

A. a. Welt.

Quittung.

Mark 5.— durch Schw. S. Thies, Gnadenfrei, gesammelt in der Gnadenfreier Mädchenanstalt für die Missionsschuld, Mark 2.— durch Schw. S. Thies, Gnadenfrei, gesammelt in der Gnadenfreier Mädchenanstalt für Rungwe, Mark 5.— durch W. Freytag, Erfurt, gesammelt in der Untertertia des Königlichen Gymnasiums zu Erfurt für Unyamwesi erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung.

Rätsel.

Mit n nennt's eine alte Dame,
Mit s ist es des Seemanns Name.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1911. 12. Jahrgang.

Paviane in Südafrika.

Von Br. E. Poiet in Clarkson bei Port Elisabeth.

1. Allgemeines.

Diese Tiere halten sich nur in den Bergen auf und sind sehr gesellig. Gewöhnlich trifft man 10—30 und 40, oft auch nur einen oder zwei. Diese letzteren gehören zu den sogenannten Ausgestoßenen. Es sind die ältesten und nicht mehr im Stande, ihren alten Platz unter ihren Kameraden zu behaupten. Die gefährlichste Waffe des Pavians ist sein Gebiß; wenn dieses schadhaft wird, ist er nicht mehr im Stande, sich genügend zu verteidigen, und seine Genossen zwingen ihn dann sich zurückzuziehen. Die Affen sind eine große Plage für die Leute, die ihre Gärten und Felder in der Nähe der Berge haben. Sie sind außerordentlich schlau und haben ein wunderbar feines Gesicht. Sehr oft stoßen sie ihren Warnungsruf aus, ehe man nur gemerkt hat, daß sie da sind. Ihre Haupttätigkeit können sie in einem Maisfeld entwickeln. Einer von ihnen bleibt auf einer Bergkuppe als Wache zurück. Er ist durchaus nicht neidisch auf die Kameraden, daß sie sich satt essen können und er mit leerem Magen auf Posten stehen muß. Er tut seine Pflicht, so gut er kann, und nichts entgeht ihm, was von seinem Stand- oder besser Sitzpunkt aus gesehen werden kann. Ein Warnungsruf von ihm bringt die Schwelgenden zu eiliger Flucht. Und wie sieht es doch in einem solchen Maisfeld aus, in welchem die Paviane gehaust haben! Man könnte weinen. Nicht zufrieden, nur so viel Kolben abzubrechen, wie sie zur Sättigung nötig haben, reißen sie alles ab, was ihnen nur in den Weg kommt. Sie machen die Blätterhülle um den Kolben los, beißen ein- oder zweimal hinein und werfen ihn weg. Sind sie erst etwas gesättigt und das Losmachen der Blätter ihnen zu langweilig, dann brechen sie sie nur ab und werfen das Abgebrochene weg, alles Abgebrochene aber ist für weitere Verwendung unbrauchbar. Es ist sehr schwer, die Tiere in einem Maisfeld zu erwischen, da sie sich so gut darin verstecken können.

2. Die lustige Jagd.

Diesen Burschen beschloß nun der rote Hans und Kos zu Leibe zu gehen. Pulver und Blei konnten sie sich nicht kaufen, da sie arm waren, so machten sie sich wieder Käfige mit einer Falltür. Als Köder wurde Mais gebraucht. Die Zwei hatten wieder Glück. Sie fingen eine ganze Anzahl, oft 2 bis 3 mit einem Mal. Die alten Paviane und die Felle der Tiere sind nichts wert, aber die jungen Tiere werden gern gekauft. So wurden denn die letzteren wieder nach Port Elisabeth transportiert und die Alten totgeschlagen. Augenblicklich kann der rote Hans auch nicht einmal mehr Paviane fangen, denn in seiner Gegend gibt es keine mehr. Ich wäre ihm sehr dankbar, wenn er zu uns nach Clarkson kommen wollte,

wir haben noch viele. Voriges Jahr waren es besonders zwei Ausgestoßene, die uns großen Schaden getan haben. Unsere Leute haben wohl einige Gewehre, aber sehr selten Pulver und Blei, und dann schießen sie auch mehr Löcher in die Luft als in die Paviane. Wir hatten uns sehr viel Mühe gegeben, diese zwei Uebeltäter zu fangen. Sie mit Hunden zu jagen, ist immer noch am aussichtsvollsten, aber alles war vergeblich. Die Zwei wurden immer dreister und kamen sogar in die Gärten, die dicht hinter den Häusern liegen; und der eine sprang sogar über die Gartenmauer und spazierte über den Dorfweg, um in die Gärten auf der andern Seite zu kommen. Das hatte noch nie zuvor ein Pavian gewagt. Die Leute und auch die Hunde, die ihn laufen sahen, waren ganz verdutzt und vergaßen, ihm nachzujagen. Seine Verachtung über unsere Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit, ihn zu fangen, konnte er nicht besser ausdrücken. Als wir uns von unserm Erstaunen ob dieser Frechheit erholt hatten und ihm nachliefen, saß er schon wieder weit weg im Felde und aß gemütlich Batatten (süße Kartoffeln). — Doch Uebermut tut selten gut! Dies Sprichwort gilt auch bei einem Pavian. Einige Wochen später kamen Kinder vom Felde gelaufen und riefen: „Sie sind da!" Wer mit den „sie" gemeint war, wußte jeder. Schnell wurden alle waffenfähigen Leute zusammen gerufen, all den Hunden, die hören wollten, wurde gepfiffen, und fort ging es gegen den Feind. Wir hatten uns in zwei Parteien geteilt. Die eine ging oben und die andere unten herum, und nur die letztere konnte von den Tieren gesehen werden. Sie saßen auch wieder auf dem Felde Batatten ausgrabend. So bald sie uns sahen, standen sie auf und gingen, nach allen Seiten äugend, gravitätisch auf und ab. Doch je näher wir kamen, desto schneller wurden ihre Bewegungen, und endlich setzten sie sich in Trapp und dann in Galopp. Jetzt machten auch wir Laufschritt hinter ihnen her. Mit einem Mal merkten sie, daß man ihnen entgegen kam, der eine drehte nach links und der andere nach rechts, und das war sein Unglück. Wir waren so nahe gekommen, daß der letzte gerade in Schußweite bei uns vorbei galoppierte. Eine volle Schrotladung prasselte ihm auf den Schädel, den er tüchtig schüttelte, doch ohne sich in seinem Lauf auch nur im Geringsten hindern zu lassen. Vielleicht hätten wir schon hier sein Ende erlebt, wenn nicht zwei der Leute vergessen hätten, auf ihre alten Vorderlader Zündhütchen aufzusetzen. Als sie den Fehler verbessert hatten und losknallten, war der Pavian schon lange im Gestrüpp verschwunden. Die ganze Gesellschaft war nun hinter ihm her, doch war es sehr schwer, ihm durch die dichten Büsche zu folgen. Nur die Hunde saßen ihm dicht auf den Fersen. Von Zeit zu Zeit hörte man einen besonders jämmerlich heulen. Der Pavian hatte ihn sicher gepackt und gerade nicht sanft behandelt. Endlich konnte man merken, daß der Schrotschuß seine Wirkung tat. Das Tier erlahmte mehr und mehr und mußte zuletzt sich setzen. Die



Am Strand von Port Elisabeth in Südafrika.

Hunde vollführten einen Heidenlärm und sprangen rund um ihn und auf seinen Rücken. Einer von ihnen, der zu unvorsichtig gewesen, wurde vom Pavian so gebissen, daß er starb. Gerade in dem Augenblick kam auch der erste von den Leuten dazu. Da er keinen Schuß mehr hatte, schlug er mit dem Gewehrkolben auf den Schädel des Tieres ein. Als wir andern dazu kamen, fanden wir ihn mit zerbrochenem Gewehr und einem betrübten Gesicht. Er hatte vergessen, daß ein Pavianschädel etwas härter ist als ein Gewehrkolben. Glücklicherweise hatten wir noch einen Schuß, der dem Leben des Tieres ein Ende machte. Im Triumph wurde er nun ins Dorf gebracht. Auch nicht eines hatte ein gutes Wort für den gefallenen Feind. Im Gegenteil, jedes rechnete ihm nach, wieviel Mais und Batatten usw. er ihnen gestohlen. Es war ein rechtes Max- und Moritzleben, welches dieser Bursche geführt hatte. — Der zweite, der uns entwischt war, entging auch nicht seinem Schicksal. Eines Tages gingen ein paar junge Leute in die Kloof und die mitgenommenen Hunde jagten ihn auf. Er flüchtete sich auf einen Baum. Die Leute ließen die Hunde unter demselben und gingen, um sich Steine zu suchen, mit denen sie ihn nachher tot geworfen haben. Es war ein höchst unrühmliches Ende.

Dies geschah voriges Jahr; und in diesem Jahr haben sich schon wieder zwei Paviane, die sicher auch zu den Ausgestoßenen gehören, gezeigt. Sie haben uns schon sehr viel Not gemacht. Vielleicht kennen sie das Schicksal ihrer zwei vorjährigen Verwandten, denn sie sind viel vorsichtiger und scheuer als jene. Vom Februar bis März steht wieder Mais auf unsern Feldern. Hoffentlich haben wir bis dahin die zwei neuen Bösewichter gefangen. Zu wünschen wäre es!

Unter den Burschen in Bethel in Alaska.

3. Die Burschen beim Jagen.

Was für eine Geduld besitzen die Leute auf der Jagd! Die Männer und die Schulburschen haben mehrere Streifzüge flußaufwärts unternommen bis dorthin, wo die Inseln liegen. Einmal begleitete ich sie. Als wir eine Insel erreichten, bildete die ganze Gesellschaft von etwa 30 Personen eine lange Schlachtlinie. Jeder stand einige Meter vom Nachbar entfernt. Als das Zeichen zum Aufbruch gegeben war, marschierten wir über die Insel durch dickes Weidengestrüpp und kniehohes Gras. Hie und da pflegte eins zu pfeifen, da hielt die ganze Gesellschaft an. Irgend jemand gab einen Schuß ab, und dann setzten wir unsren Weg langsam weiter fort. So hielten wir von Zeit zu Zeit an und machten dazwischen größere Ruhepausen von etwa 15 Minuten. Die Kaninchen haben die Gewohnheit, zu ihrem Versteck zurückzukommen. Und auf diese Rückkehr warten nun



Die Missionare im Kaffernlande auf den Pferden, mit denen sie ihre weitzerstreuten Predigtplätze besuchen müssen.

die Jäger mit einer großen Geduld. Als die Linie die entgegengesetzte Seite der Insel erreicht hatte, wurde immer häufiger geschossen. Das ist der gefährlichste Teil der ganzen Jagd, denn wenn die Kaninchen so wild hin und zurücklaufen, so ist man oft geradezu in Gefahr, von einem Schuß ereilt zu werden, und da gilt es dann sich vom Laufe der Gewehre etwas entfernt zu halten.

„Das ist mein Pfennig!“

In der Hauptstadt von Demerara wurden vor etwa zwei Jahren größere Vorbereitungen für ein Missionsfest getroffen. Wie das in englischen Landen Sitte ist, machte man nicht nur Kollektenbüchsen zurecht, sondern auch Briefumschläge, welche man dann verteilen wollte, um die Empfänger dadurch zu bitten, etwas Geld hinein zu tun. Man ließ auch Kollektenkarten anfertigen, sowie Sammelbücher, ebenfalls zu dem Zweck, damit die Besucher des Festes dort hinein ein Summe zeichnen konnten, die sie für die Mission geben wollten. Viele von diesen Sammelmitteln gab man auch schon vor dem Feste in Umlauf und jeder Sammler setzte nun alles daran, daß er recht viel Geld durch solche Karten und Bücher zusammenbrachte, damit dann am Fest, wenn der Bericht über die gesammelten Gelder vorgelesen wurde, sein Name genannt werden konnte als der eines eifrigen Sammlers für das Werk des Herrn. Sogar in den einzelnen Familien eiferten Brüder und Schwestern mit einader für die gute Sache. Jeder wollte mehr Geld wie der andre für die Mission zusammenbringen.

Unter denen, die ihr Bestes tun wollten, war auch der kleine Johnie. Der ging umher und suchte, wo er nur Geld erbitten konnte. Man gab ihm aber keines. Wenn die Leute gewußt hätten, wie das den kleinen Sammler schmerzte, daß alle seine Bemühungen vergeblich blieben, dann hätten sie sicher, schon aus Mitleid mit ihm, ihre Börse gezogen. Er selbst aber hatte fast nichts zu geben. Nur einen Pfennig! Wir nennen das Geldstück einen Pfennig, obgleich es sich eigentlich um einen Penny, der nach unsrem Geld acht Pfennige wert ist, handelt.

Immer näher kam das Fest. Endlich brach der große Tag an. Johnies Schwester hatte eine Sammelbüchse, mit der sie eine ganze Menge Geld erbeten hatte. Es mußte eine schöne Summe sein, die sich in ihr fand, denn das klapperte ganz gewaltig, wenn man sie hin und her schob. Die Augen des Mädchens leuchteten daher in verzeihlichem Stolz, jedes Mal, wenn sie auf die Büchse schaute. Sie malte sich schon aus, wie ihr Name am Feste genannt werden würde. Aber es gab daneben auch ein Zwinkern in den lichten blauen Augen, und das war nicht sehr schön. Sie blickte nämlich auf ihren kleinen Bruder und wollte dem zu verstehen geben, daß sie freilich viel mehr zusammengebracht hätte, als er mit seinem rührenden Pfennig. Es war, als hörte man sie sagen: „Ist das wirklich alles, was du abzugeben hast? Hör' doch dagegen das Klingen und Klimpern all der Münzen, die ich in meiner Büchse habe.“ — Johnie war ganz niedergeschlagen vor Trauer und Betrübnis im Gedanken daran, daß er wirklich nur einen Pfennig bringen konnte. — Er bearbeitete noch seine Mutter mit aller Ueberredungskunst, die ihm zu Gebote stand. „Mutter hilf mir, hilf mir, ich habe nur einen Pfennig und will doch ein paar Mark dem lieben Gott geben.“ Aber seine liebe Mutter bedauerte ganz außerordentlich, sie könnte nicht noch einen zweiten Pfennig geben. Armer Bursche! Er mußte sich in das Unvermeidliche finden. Er mußte zum Missionsfeste gehen mit einem einzigen Pfennig.

Was diesen Kummer wesentlich erhöhte, war die quälende Art und Weise, mit der seine Schwester am Festtag auf dem ganzen Weg zur Kirche auf ihn einredete. Sie meinte: „Den Pfennig kannst du ebenso gut behalten, wer wird denn auf einen Pfennig achten.“ Solche Mißachtung drückte den kleinen braven Sammler tief darnieder.

Als nun in dem Festprogramm die Stelle kam, bei der der Vorsitzende erklärte: „Jetzt wird uns der Rechnungsführer seinen Bericht vorlegen,“ da richteten sich aller Augen auf diesen Mann; und jedes spannte darauf, die Summen zu hören, die er und die andren Sammler zusammengebracht hatten. Zuletzt wurde alles zusammengefaßt in die Schlußsumme so und so viel Pfund, so und so viel Schilling und — ein Penny! Da hättet ihr aber einmal sehen sollen, wie unser Johnie zusammenfuhr, als wenn ihn der Blitz träfe. So bemächtigte sich seiner eine große Freude. Er hob sich von seinem Sitz und konnte sich fast nicht zurückhalten, es laut in die Versammlung zu rufen, was er dachte und was er schließlich leise vor sich hinsprach: „Das ist mein Pfennig!“ Ja, das war wirklich seine kleine Gabe; und die blieb also nun nicht unbeachtet. Man nahm so viel Notiz davon, daß der Rechnungsführer gerade diesen Pfennig noch einmal erwähnte und ein Wort des Dankes für diese Gabe aussprach. So segnet Gott, die in der Stille, aber von Herzen gern ihm gegebenen Gaben; und er macht sie auch oft offenbar. Vor ihm ist ja ohnehin nichts verborgen.

Diese Geschichte hat Br. Dingwall in einem Missionsgottesdienst in Paramaribo erzählt, und Br. K. Feldmann aus Herrnhut, der sie dort hörte, hat sie uns weitergegeben.

Quittung.

Für die Missionsschuld von einigen Lesern des „Kampf und Sieg“ und „Nord und Süd“, durch Frau Weinig in Eibau, Mark 27.60 mit herzlichem Dank empfangen

Geschäftsstelle des „Bethania“.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1911. 12. Jahrgang.

Das Kinderheim
der Mission der Brüdergemeine in Suriname.

Nach Mitteilungen von Br. R. Boullaire.

1. Vorgeschichte.

Die Fürsorge für die heranwachsende Jugend spielt in unsren Tagen eine große Rolle. Und mit Recht. Auch in den Ländern, in denen die christliche Mission schon seit längerer Zeit mit Arbeit eingesetzt hat und in denen die Verhältnisse so weit sich entwickelt haben, daß man es jetzt nicht mehr mit eigentlicher Heidenmissionsarbeit, sondern auch schon mit dem zu tun hat, was wir Innere Mission nennen, hat man die Hand gelegt an solche Arbeit der Fürsorge für die heranwachsende Jugend. So auch in dem großen Missionsgebiet der Brüdergemeine Suriname, im Norden Südamerikas.

Noch hat es keine ganz feste Gestalt, auch noch kein endgültiges Heim, und doch ist es schon da, macht Arbeit und macht Freude, das Kinderheim in Paramaribo, der Hauptstadt Surinames. Es hat schon eine recht lange Vorgeschichte. Die Missionare waren sich seit Jahrzehnten in dem Punkte einig, daß es in dem Volke der Surinamer Eingebornen eine unberechenbar große Zahl von Kindern gäbe, die infolge gänzlicher Verwahrlosung geradezu eine Gefahr für das Volksleben zu werden drohten. Wie oft erwog man Pläne zu seiner Beseitigung! Und es blieb nicht bei Worten.

Schon vor zwanzig Jahren bemühte sich Missionar Cröger, für ein Waisenhaus Stimmung zu machen und Gelder zu sammeln. Jeder der folgenden Missionare, denen die Waisenkinder besonders ans Herz gelegt wurden, erkannte den Notstand. Einer, Missionar Br. P. Hellström, machte den Versuch, einige Waisenknaben zu sich ins Haus zu nehmen.*) Das ging, solange die Geschwister in der Hauptstadt arbeiteten. Als sie aber in eine Landgemeine übersiedelten, mußten sie von dieser Waisenpflege absehen. Doch zeigte dieser Versuch im Kleinen, daß die Arbeit nicht vergeblich war. Woher aber sollten die Mittel zu einer größeren Anlage kommen? Um Mission im engeren Sinne handelte es sich ja nicht, darum konnte die Missionskasse der Heimat nicht in Anspruch genommen werden. Vor elf Jahren war man durch ein schönes Legat der Erfüllung der Wünsche sehr nahe, aber die Sache zerschlug sich.

Von neuem lebte der Gedanke wieder auf durch die eifrigen Bemühungen der inzwischen vollendeten Schwester Maria Müller geb. Schmidt, welche 1902 mit ihrem Gatten ins Land kam. Das Elend, dem sie überall begegnete, ließ ihr keine Ruhe, und mit aller Energie suchte sie für den Plan eines Kinderheims Freunde zu werben. Und wirklich bildete sich ein Komitee, das dann seine Vorschläge der Konferenz der Missionare vorlegte. Und diese

*) Davon hat „Aus Nord und Süd“ ausführlich berichtet, in der August- und September-Nummer 1904.

beschloß, ein kleines, für ein Erholungshaus der Missionare gesammeltes Kapital dem Fonds des Kinderheims zu überweisen. Dieser wuchs durch Beiträge von Freunden (z. B. in Basel) verhältnismäßig schnell, und im April 1909 genehmigte die Direktion in Deutschland die Bitte, an die Arbeit gehen zu dürfen, wenn die heimatliche Kasse dadurch nicht belastet würde.



Drei Waisenkinder in Suriname.

Nun konnte man ans Werk gehen. Im Auge hatte man zunächst ein Asyl für verwahrloste Mädchen, besonders Waisenkinder; ohne aber Knaben auszuschließen. Wenn möglich wollte man auch Kinder anderer protestantischen Kirchen aufnehmen.

2. Schwester Hanna — die erste Leiterin, Nora — der erste Zögling.

Am 26. Juni 1910 langte die erste Diakonisse Schwester Hanna Kunz in Paramaribo an, die durch langjährige Erfahrung in dem Kinderheim des Predigers Br. Kleinschmidt in Zeist (in Holland) für ihre Stellung als Leiterin des neuen Heims aufs beste vorbereitet schien. Einige Monate orientierte sie sich für ihre Aufgabe dadurch, daß sie in dem Institut für Kinder unsrer Eingebornen-Missionare und Gehilfen tätig war.

Nun war freilich die große Frage, ob die Kinder kommen würden, die man für das neue Heim haben wollte, denn die Erfahrung in Suriname lehrt, daß bei neuen Einrichtungen niemand der erste sein will, der von derselben Gebrauch macht. Aber dafür hatte unser Gott gesorgt. Eines Tages kam eine christliche, gänzlich verarmte Frau zum Präses der Mission mit der Bitte, ihr 10jähriges Töchterchen Nora aufzunehmen. Deren Vorgeschichte war freilich eine Kette von trüben Bildern, hauptsächlich durch Schuld der Eltern. Jetzt waren Mutter und Tochter völlig miteinander fertig; die Schimpfreden und die Schläge der Mutter machten keinen Eindruck mehr auf das Kind, das sich ganz dem Straßenleben ergeben hatte. Bald war sie denn auch im traurigsten Sinne stadtbekannt geworden. Nora ist ein zierlich gebautes Mädchen mit nicht unrechten Zügen und ganz guten Anlagen; aber wie sah es in dem verwilderten Gesichtchen aus! Bosheit und Leidenschaft, Lüge und Unsauberkeit flinkerten in den unsteten Augen. Aber sie wollte gerne kommen. Schlimmer als bei ihrer Mutter konnte sie es ja nicht haben. Am 25. September sollte Nora eintreten und das Kinderheim seinen Anfang nehmen. Wer aber nicht erschien, war Nora. Sie mußte notwendig noch einen Ausflug mit anderen Kindern machen und dazu das Geld benutzen, das ihr der Präses für ihre bedürftige Mutter gegeben hatte. Am 25. September aber wurde dann das Kind von ihrer Mutter der Schwester Hanna übergeben. Der Abschied von der Mutter war leicht.

Ein wunderliches Kind, die kleine Nora. Ihre hellen Augen bemerken alles, und was das Herz denkt, kommt in einer halb dreisten, halb zutraulichen Offenheit heraus. Und was für eine Welt kommt da zu Tage! Ihre Sprache und ihre Gedankengänge waren oft recht häßlich, aber ihre neue Lage und vor allem ihre neue Pflegemutter gefielen ihr. Und wie viel neue Erfahrungen gab es jeden Tag! Ein eigenes Taschentuch zu besitzen, war schon ein großes Glück für sie; und dergleichen Wunderdinge gab es bei Schw. Hanna mehr. Dabei zeigte Nora bald, daß sie Sinn hat für Stetigkeit und Sauberkeit und durchaus nicht unempfänglich ist.

Vorläufig hatte Schw. Hanna ganz genug an der Erziehung dieses einen Kindes. Und überdies nahte der Zeitpunkt, da das Kinderheim nach seinem vorläufigen Bestimmungsort, der Wohnung über dem Jünglingsvereinslokal, übersiedeln sollte. Bereits sorgte sich Schw. Hanna, wie sie alles besorgen und dabei Nora im Auge behalten konnte. Da geschah etwas Unerwartetes. Nora verschwand! Große Aufregung bei allen Beteiligten! Das Kinderheim mußte ohne Kinder umziehen! Dieser Umstand kam aber Schw. Hanna sehr zustatten. Sie konnte nun alles ungestört einrichten und tröstete sich bei aller Sorge damit, daß der Herr das wohl recht freundlich eingerichtet habe. Indes galt es doch das entflohene Kind wieder einzufangen. Das gelang denn auch am dritten Tag, und Nora kehrte wohlgemut zurück. Sie hatte auf einem Botengang mit einer ihrer ungezählten Bekannten von der Straße

eine verlängerte Unterhaltung gehabt, es war spät geworden, und sie hatte sich gescheut, nach Haus zu gehen. Da war sie denn nach alter Gewohnheit gleich auf der Straße geblieben. Nun, das war ein erster Rückfall, aber er blieb auch der letzte. Seither ist es keinem Kinde mehr eingefallen, weg zu laufen, dafür schmeckt ihnen auch das Essen viel zu gut. Freilich blieb Nora jetzt unter beständiger Beobachtung und war sehr glücklich, als sie dann wieder zum ersten Mal einen Gang allein machen durfte.

3. Nummer 2. — der kleine Rattenfänger.

Am 15. Oktober trat das zweite Kind ein, ein Knabe von fünf Jahren. Er kam aus allertraurigsten Familienverhältnissen. Seine Tante hielt ihn fest an der Hand, aus Angst, daß er ihr noch im letzten Augenblick entwischen könnte. Auf die Frage, was sie über den Jungen zu klagen habe, gab sie sofort zur Antwort: er lügt, er stiehlt, er läuft weg und — er fängt Ratten! Letzteres schätzte der Präses Voullaire noch für seine beste Eigenschaft ein, während der braven Tante gerade darin der Höhepunkt seiner Verdorbenheit zu liegen schien. Zur Erklärung sei gesagt: Rudolf fing Ratten, um sich auf dem Polizeiamt die für Rattenfang ausgesetzte Prämie holen zu können. Diese aber hatte er dann wahrscheinlich nicht mit der Tante geteilt, und daher kam deren Unmut. Soviel war klar, daß der kleine Rattenfänger kein einwandfreies Bürschchen war, und daß er schon mehrfach vorbestraft war, dafür zeugten die Narben und Striemen an seinem Körper.



Ein Javanenknabe.

Nun, man nahm Rudolf gern auf und hoffte das Beste. Die brave Tante erbot sich auch eine Kleinigkeit zu zahlen, wenn es auch wirklich nur ein Taschengeld war. Aber da sie sich das Geld durch Pflege eines Aussätzigen sauer verdienen mußte, ersah man doch, daß sie trotz aller Rauhheit für den Taugenichts etwas übrig hatte.

Im Hause war nun nicht mehr alles so leicht, denn Nora empfing den neuen Ankömmling mit Eifersucht, und da bei den Kindern das Gassenleben noch in den Gliedern steckte, so kam es zu häufigen Fehden zwischen ihnen. Als dann aber im November die Schulen wieder anfingen, da wirkten die neuen Schiefertafeln, die Schwammdosen und Federkasten, sowie der ganze regelmäßige Schultrab besänftigend auf die Gemüter; und auch das frühe Zubettgehen war von guten Folgen. Der kleine Rattenfänger ist eigentlich ein treuherziger Junge, der gut zu beeinflussen ist. Er ist ein Mulattenkind, hat lebhafte Interessen und liest gern. Schwache Stunden gab es freilich noch. So fand sich bei ihm ein Portemonnaie, das Schw. Hanna vermißt hatte! Aber im Ganzen macht er gute Fortschritte.

4. Vier Neue.

Am 8. November kamen drei neue Kinder auf einmal, Geschwister, Franz, neun Jahre alt, Freddy, sieben Jahre alt und die fünfjährige Jetty. Sie gehörten einer sehr armen Frau, die sich mit ihren sieben, noch lebenden Kindern bei Krankheit und Not nicht mehr durchschlagen konnte. Der Mann war vor kurzem gestorben. Gewöhnt, mit der Mutter ein Wanderleben zu führen, machten die drei Neuen zunächst einen stumpfen Eindruck, bald aber kam Gutes und Böses zu Tage. — Ende November kam noch ein achtjähriger Hendrik dazu, ein durch und durch verdorbenes, zwerghaftes Menschenkind, obgleich schon Missionar Schütz sich lange mit ihm gemüht hatte. Man macht sich kaum eine Vorstellung davon, was für Nöte es mit ihm gab, doch hatte ernstliches Einschreiten guten Erfolg. Und Franz entpuppte sich immer mehr als ein gutmütiger, zugänglicher Junge. Aehnlich steht es bei den andern. Selbst der böse Zwerg Hendrik hat auch manchmal bessere Regungen. Alle gehen recht gern in die Schule, was recht zu verwundern ist, da manche von ihnen früher nicht mit Gewalt dazu zu bringen waren. Eine Ausnahme macht nur noch die kleine Jetty, die jeden Montag krank sein will. Alle Kinder fühlen sich glücklich und freuen sich der Liebe, die sie umgibt. Damit braucht nicht gesagt zu sein, daß Gegenliebe, Gehorsam, Treue, Arbeitsfreudigkeit immer vorhanden wären.

5. Weihnachten „zum erstenmal im Leben“.

Glückselig waren die sechs Pfleglinge, als eine von den Komitee-Schwestern ihnen zu Weihnachten eine Ueberraschung bereitete. Und noch schöner war es, als der Jungfrauenverein unsrer Nordstadt-Kirche sie zu einem Christbescheer einlud. Was war das für ein schöner Gedanke: An Stelle einer eignen Weihnachtsfeier hatten diese Mädchen sich ein Bescheer ausgedacht und das mit viel Fleiß und gutem Willen vorbereitet. Zum erstenmal im Leben standen die sechs Kinder unter dem Christbaum! Kaum wagten sie es, die kleinen Geschenke als ihr

Eigentum zu betrachten. Als sie aber merkten, daß wirklich alles für sie bestimmt sei, war der Jubel groß. Sorglich wurden die Geschenke zu Hause noch einmal verwahrt, um am 24. Dezember abends in vollen Zügen genossen zu werden. —

Inzwischen ist Noras Mutter gestorben. Sie war übrigens noch vor ihrem Ende zur katholischen Kirche übergetreten; und so ist es ein Glück, daß ihr Töchterchen schon in dem Heim war.

Für Schw. Hanna war es nicht immer leicht, ein fröhliches Gemüt bei aller Sorge und Arbeit zu behalten. Der Herr hat ihr aber ein frohes Gemüt geschenkt, und das ist ein besonderes Gnadengut. Frohsinn, Liebe, Zucht und Gottesfurcht, das sind Pfeiler, auf denen eine solche Arbeit am sichersten ruht. Auch das Komitee für das Kinderheim, zwei Missionare und drei Missionarsfrauen, hatten manche Sorge und Verlegenheit, aber trotzdem beschloß es das Jahr mit Dank für viel Freundlichkeit, die Gott erwiesen hatte, und mit einem herzlichen Dank an alle, die durch Gaben und Fürbitte dem Kinderheim geholfen haben.

Unter den Burschen in Bethel in Alaska.

(Schluß.)

4. Die Burschen beim Fischen.

Sicherer kannst du dich fühlen, wenn es im Anfang des Winters ans Fischen geht. Da machen die Leute erst einen Köder fertig. Sie glätten ein Stück Knochen, das etwa drei Ellen lang ist und eine halbe Elle im Durchmesser mißt. An dessen eines Ende binden sie einen gekrümmten und gespitzten Nagel, und das andere Ende wird irgendwo an der Leine festgemacht. Das legen sie in den Fluß und halten nun den Köder unter beständiger Bewegung, indem sie den kurzen Stock, an dem die Leine festgebunden ist, immerfort vor und zurück bewegen. So sitzen sie auf dem Eis oft eine Stunde, ohne daß sie irgend etwas vom Erfolg ihrer Tätigkeit sehen. Wenn sie dann aber mehrere Stunden ausgehalten haben, so werden sie dafür durch zwei oder drei Fische belohnt, welche von 3 bis 20 Pfund wiegen können.

Wenn irgend jemand von den Burschen in der Heimat denken sollte, daß die hiesigen Jungen und Mädchen nur dumme Leute wären, so irren sie sich sehr. Wie hallt es hier, an den kurzen Wintertagen sogar, wieder von dem schallenden Gelächter, das von dieser frohen Jugend herstammt! Und ebenso aufgeweckt wie fröhlich sind die Kinder hier.

Missionsarzt Dr. Grenfell.

Was „News from afar“ zu erzählen weiß.

Es gibt auch in unsrer Zeit noch Helden, Helden der Tat und der Nächstenliebe. Ein solcher Held ist der freiwillige Missionsarzt Dr. Grenfell in Labrador. Wer ihn einmal gesehen hat, kann ihn nicht wieder vergessen. Was dieser Mann dort im nordischen Schnee und Eis alles durchgemacht und geleistet, welch tapferen Mut er dabei bewiesen hat! Aber er macht nichts aus sich selbst und seinen Heldentaten. Als ein wahrer Held ist er demütig und bescheiden.

Dr. Grenfell kommt aus bescheidenen Verhältnissen. Sein Elternhaus stand auf den südlichen Ufern des Flusses Mersey in England, wo sein Vater eine Schule hatte. Der Knabe war so mutwillig wie ein Affe, immer auf tolle Streiche aus, durch die er in zahllose Schwulitäten kam. Als heranwachsender Jüngling entschloß er sich, Arzt zu werden, studierte Medizin auf der Hochschule und in dem berühmten Londoner Hospital. In jener Zeit kam der berühmte amerikanische Evangelist Moody (sprich Mudi) nach London und hielt in einem großen Zelt seine Versammlungen. Eines Abends ließ sich auch der junge Mediziner Grenfell vom Strom der Leute in das Zelt tragen, um den berühmten Prediger auch einmal zu hören. Als er wieder herauskam, war er überzeugt, daß es mit seiner bisherigen Frömmigkeit nichts sei. Er beschloß, sich gründlich zu bekehren und entschieden dem Herrn Jesus nachzufolgen sein ganzes Leben lang. Alsbald sah er sich um, was er etwa für seinen Herrn tun könnte. Er sammelte in seinem Hause eine Anzahl verkommener Knaben um sich, die er unterrichtete und zu brauchbaren Menschen zu erziehen suchte. Unter anderem kaufte er ihnen Handschuhe für den Faustkampf und gewöhnte sie, Streiche und Stöße zu geben und zu empfangen, ohne die Fassung zu verlieren.

Quittung.

Zur Tilgung der Missionsschuld von den Kochschülerinnen des Mädchen-Instituts in Gnadenfrei durch Schw. S. Thies daselbst 5.75 Mk.

Für Schw. Voullaires Kinderheim Kleinwelke in Paramaribo: Ertrag aus einer Verlosung von Kuriositäten und Sammlung der Zöglinge der Mädchenanstalt Gnadenberg durch Br. Ed. Goerlitz daselbst 11.65 Mk.

Für die Missionsschuld durch Schw. S. Thies-Gnadenfrei von den Kochschülerinnen des Mädchen-Instituts in Gnadenfrei 5 Mk, einen Zigarrenkasten voll Staniol von Christiansfeld durch Br. R. Becker erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung.

Rätsel.

Ich rede ohne Zunge,
Ich schreie ohne Lunge,
Ich habe auch kein Herz
Und nehm' doch teil an Freud und Schmerz.



„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1911. 12. Jahrgang.

Weihnachten in Deutsch-Ost-Afrika.

Von Schw. E. Pagels, jetzt in Heilbronn.

Das Wort: „Fürchtet euch nicht, siehe ich verkündige euch große Freude" . . . gilt auch für das Land der Vanyamwesi in Inner-Afrika. Jetzt sind sie mit Ausnahme einer kleinen Christen-Schar alle noch Heiden, die in Aberglauben dahin leben. Sie wissen nichts von einem Weihnachtsfest und kennen den Heiland nicht. Wohl haben sie auch ihre Feste, aber es sind meistens nur Trinkgelage und Tanzfeiern, bei denen es oft übel hergeht. Wie ganz anders ist es dann auf einer Missionsstation. Dort ist Weihnachten dasselbe Freudenfest für jung und alt wie hier in der Heimat. Ich muß sagen, daß es neben einer Tauffeier das schönste Fest dort im Heidenland ist.

1. Vorbereitung zur Feier.

Wochenlang vorher lernen wir mit unsern Schulkindern (wir haben in Deutsch-Ost-Afrika mehrere Tausend Kinder in den Schulen) die schönen, alten Advents- und Weihnachtslieder. „Aber", wird mancher sagen, „wie können die Heiden Weihnachtslieder haben, wenn sie kein Weihnachtsfest kennen?" Gewiß, sie haben noch keine; wir mußten daher unsere deutschen Lieder in die dortige Sprache übersetzen und diese werden bis jetzt noch nach unseren deutschen Melodien gesungen. Später, wenn die Eingeborenen einmal selber christliche Lieder dichten, dann werden ihre zum Teil sehr hübschen Melodien dabei gebraucht werden können. Ich will einmal einen Vers von den Liedern: Stille Nacht und O du fröhliche in ihrer Sprache hier anführen:

Vuzikuki, vuzikuki! Igagwi, igagwi.
Vuzik' uvu vusoga mno,
Mukaýakwe kwenuko huko.
Jesu wizag' aha.

Siku kulu, siku kulu!
Tšelu, kisa twapiwagwa.
Jesu Mupizya alivyalwa.
Dehaga, dehaga tšalo pye.

Während wir in der Schule unsere Lieder lernen, hat die Missionarsfrau auch fleißig auf das Fest zu rüsten, denn es gilt hier wie in der Heimat die Weihnachtsbäckerei zu besorgen, da wir doch gern jedem Kind eine Kleinigkeit schenken. Die Eingebornen bringen Maismehl und Honig. Es gibt nämlich in Afrika viele wilde Bienenschwärme, und da kann man billig Honig kaufen und kann auch Honigkuchen backen. Meistens hatte die Hausfrau dabei viel Hilfe, die Schuljugend und andere Kinder stellten sich draußen unter dem Dach vor der Küche um den Tisch herum und halfen „Ausstecherle" machen. Dabei gings recht lustig zu, und manch

liebes Mal wurden auch Weihnachtslieder dabei gesungen. „Wieviel Tage sind es noch bis zu „siku kulu“ dem großen Tag?“ wurden wir da oft gefragt.

Endlich ist dann der 24. Dezember herangekommen. — In der Natur sieht es freilich nicht nach Weihnachten aus. Nach siebenmonatiger Trockenheit hat die Natur das schönste Feierkleid angelegt. Es ist etwa wie im Monat Mai in Deutschland, alles grünt und blüht. Die kahlen Sandplätze vor unsern Häusern sind in saftig grüne Wiesen verwandelt. Am Vormittag des heiligen Abends gehen wir in den Wald und holen unsere Weihnachtsbäume für Kirche und Haus. Es gibt ja keine Tannen und Fichten wie hier auf dem Weihnachtsmarkt, man geht in den Wald und sucht sich einen schönen Laubbaum. Wir hatten zuletzt einen Zweig des Mangobaumes, dieser hat so ähnliches Laub wie unser deutscher Nußbaum und sehr schöne, große, eßbare Früchte.



Die Kirche in Kitunda in Deutsch-Ostafrika bei der Weihnachtsfeier.
Links hinten das Bethlehem, in der Mitte der Christbaum, rechts das Transparent, oben der Weihnachtsstern.

Die Kirche in Kitunda ist nun freilich nicht so schön wie die hiesigen Gotteshäuser, es ist ein einfaches Gebäude. An der Ostseite der Kirche wird der Baum in einem großen, mit Wasser gefüllten Blechgefäß aufgestellt, damit er sich einige Tage hält. Liebe Freunde aus der Heimat hatten uns Christbaumschmuck, Lichter und andere Sachen zu Geschenken für die Kinder geschickt; und so konnten auch wir unsern Baum hübsch schmücken, vor allem mit Lichtern. Neben dem Christbaum wurde noch ein Transparent aufgestellt und ein Bethlehem oder Krippe aufgebaut. Das seht Ihr alles auf dem Bilde.

2. Die Feier in Kirche und Familie.

Nachdem alle diese Vorbereitungen beendet sind, ist es Mittag geworden. Inzwischen haben sich aber draußen in der schwülen Hitze finstere Wetterwolken zusammengezogen, und bald darauf entladet sich ein schweres Gewitter. Doch es geht Gott sei Dank gnädig vorüber, und es kann nun, etwa um ½4 Uhr, die kleine Glocke geläutet werden. Da kommen von allen Seiten Alte und Junge zur Kirche. Diese ist an solchem Tag dicht gefüllt. Viele Heiden, die sich sonst nie sehen lassen, finden sich heut zusammen. Die Fensterläden sind vorher geschlossen worden, und der Lichterbaum strahlt nun hell in dem dunklen Kirchlein, auch das Transparent und der Weihnachtsstern leuchten schön. Die Kinder sitzen ganz vorne, dann kommen die Christen in ihren weißen Kleidern und dahinter die Heiden. Wer von letzteren ein Sonntagskleid hat, legt es an, sonst kommen die Leute so schmutzig, wie sie sind. Die Tür wird geschlossen, und wir singen eines unsrer schönen Weihnachtslieder, darauf wird die Geburtsgeschichte gelesen, und daran knüpft sich eine Ansprache an die Kinder und Erwachsenen. Dann wird wieder ein Lied gesungen, ein Gebet gesprochen und nachher kleine Geschenke an die Schüler ausgeteilt. Ich sagte schon, daß uns liebe Freunde in Deutschland kleine Sachen schickten, wie Bleistifte, Federhalter, Federn, Mundharmonikas und dgl. Schon einige Tage vorher haben wir kleine Päckchen mit einigen der Kleinigkeiten, zu denen noch etwas Gebäck hinzugelegt wurde, gemacht, und nun erhält jedes Kind ein solches kleines Paket. Wie leuchten da die großen Augen in ihren dunklen Gesichtern! Ein wenig werden sie in Spannung erhalten, — denn erst nach dem Schlußgesang dürfen sie draußen vor der Kirche die Sachen untersuchen. Da hört man dann Mundharmonika blasen, man sieht, wie Bleistifte probiert werden; die kleinen bunten Taschentücher werden vorn an ihre Kleider gebunden, kurz, es gibt eben viel Freude.

Nachher gingen wir nach Hause, um in unsrer Familie zu feiern. Dort ist ebenfalls ein Baum geschmückt, und nach dem Abendessen versammeln wir uns mit unsern Hausleuten und den Hauskindern und halten mit ihnen eine Feier im Familienkreis. Es werden auch dort nochmals unsere Weihnachtslieder gesungen mit Harmoniumbegleitung. Noch schwebt uns das Glück vor, das sich bei Enthüllung der Geschenke zeigt. Wir hatten die Freude, daß unsere Hausleute und die Mehrzahl der älteren Knaben schon Christen waren, da feiert es sich noch

ganz anders schön. Gegen 10 Uhr gingen wir dann gewöhnlich nach dem Abendsegen auseinander.

3. Die Weihnachtstage.

Am Weihnachtstag wurden wir gewöhnlich in aller Frühe durch das Rollen des Donners geweckt. Wir hatten dann regelmäßig am ersten Feiertag ein sehr schweres Gewitter, das bis Mittag dauerte; der Gottesdienst konnte immer erst nachmittags um vier Uhr stattfinden.

Das ist die Weihnachtsfeier auf einer Station tief im Innern Afrikas, wo es noch gilt, Pionierarbeit zu tun.

Gern denken wir auch an den zweiten Weihnachtstag 1907 zurück. Damals hatten wir Besuch. Eine liebe Missionarsfamilie war zu uns gekommen, und kurz vor Weihnachten stellte sich auch noch ein deutscher Pflanzer ein, ein ehemaliger Feldwebel der Schutztruppe, der aber jetzt eine Farm an der Küste besitzt und eingeborne Arbeiter für seine Plantage suchte. Am 2. Feiertag feierte er mit uns. Nach dem Nachmittagskaffee schlossen wir die Fensterläden, die Lichter am Christbaum wurden wieder angezündet, und dann sangen wir mit einander unsere schönen deutschen Weihnachtslieder. Der durch das rohe Leben in Afrika hart und rauh gewordene Mann sagte es uns damals schon, und später schrieb er es noch einmal, daß er dies Fest nie vergessen würde. Seit acht Jahren hatte er kein solches Weihnachten im Familienkreis gefeiert. Ja eine solche deutsche Festfeier rührt die härtesten Herzen. Wie reich sind wir Christen doch und wie arm solche Leute, die nichts von der Weihnachtsfreude wissen, wie z. B. die Neger Afrikas! Laßt uns deshalb nach Kräften mithelfen, daß das seligmachende Weihnachtsevangelium überall verkündigt werden kann und viele Menschenherzen mit uns einstimmen können in das alte und doch immer neue schöne Weihnachtslied:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit;
Welt ging verloren,
Christ ist geboren.
Freue dich, freue dich, o Christenheit!

Die Kinder bei der Jubelfeier in der Kapstadt.

Weihnachten und Kinder gehören zusammen. Aber Kinder sollen bei keiner Feier fehlen, welche Christenmenschen begehen. Das wußten auch unsere südafrikanischen Freunde in Kapstadt, die am 25. Sept. ein Jubelfest feierten. Da war es 25 Jahre her, daß ihr Gotteshaus — das wir hier im Bilde sehen — eingeweiht wurde. Da fand vormittags Predigtgottesdienst statt, dann hielten die Brüder Nitschmann von Gnadental, Lemmerz von Elim und Baalie von Pella Ansprachen. Montag aber gab es ein Kirchenkonzert. Das leitete der Lehrer Pfeiffer, der 25 Jahre zuvor mit dem Sänger- und Bläserchor von Mamre nach Kapstadt gekommen war und mitgewirkt hatte. Bei diesem Konzert nun haben die Kinder die meisten Stücke gesungen; und zwar haben sie ihre Sache sehr gut gemacht. Mehr können wir heut nicht erzählen. Das aber hebt unser südafrikanisches Sonntagsblatt De Bode rühmend hervor. Ist das nicht schön? Denn daß die Sammlung am Schluß dann 310 Mk. ergab, dazu haben die Kinder durch ihren guten Gesang doch eben auch wesentlich beigetragen.

Und nun kommt die schöne Weihnachtszeit, von der wir singen: Alles alles singe, — alles alles bringe — Ehre dem, den droben — Alle Engel loben. Möchte Gott solchen Gesang gnädig anhören können!

Und damit die besten Wünsche zum Fest!

Fröhliche Weihnacht!



Die Kirche in Kapstadt, die vor 25 Jahren eingeweiht wurde.

Missionsarzt Dr. Grenfell.

Was „News from Afar“ zu erzählen weiß.

Eines Tages kam der berühmte Arzt Sir Frederick Treves (sprich Trievs) zu Grenfell und fragte ihn, ob er nicht als Arzt die Hochseefischer nach der Nordsee begleiten wollte. Ohne sich lange zu besinnen, ging Dr. Grenfell mit und blieb ein Jahr bei ihnen. Dann mietete er ein Segelschiff von 97 Tonnen Gehalt, in dem er über den Atlantischen Ozean fuhr,

um den Fischern an der Küste von Labrador ärztliche Hilfe zu bringen. Ihr wißt, liebe Kinder, daß Labrador weit im Norden liegt, auf dem Weg zum Nordpol. Es ist ein sehr kaltes Land, und die Einwohner leben vom Fang des Stockfisches, des Walfisches und des Seehundes.

Als Dr. Grenfell zu diesen Fischern kam, waren sie sehr arm und bedürftig; viele von ihnen waren krank, ja manche litten an der Schwindsucht. Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft: Eskimo, Engländer, Schotten und Mischlinge. Fast alle waren mittellos, verschuldet und auch sonst in elender Lage. Dr. Grenfell ging frisch ans Werk, um ihnen zu helfen. Sein Grundsatz war, durch sein Leben und Tun die frohe Botschaft von dem Herrn Jesus Christus diesen Verlorenen kundzutun. Er baute Hospitäler und Vorratshäuser, wobei er die Leute Dinge lehrte, die sie von selbst nie gelernt hätten. Auf der Hochschule hatte er sich z. B. im Fußballspiel hervorgetan, und dieses Spiel lehrte er einige Eskimo. Die machten sich Bälle von Seehundsfell und stopften sie mit Heu aus. Auch auf dem Schnee machen sie schöne Spiele. Manche Leute meinen, Sankt Niklas komme vom Nordpol herunter, weil er sich gerne in Pelz hüllt. Wenn das wahr sein sollte, so hat er jedenfalls unterwegs bei den Eskimo keine Spielsachen für die Kinder fallen lassen. Dr. Grenfell fand es ganz und gar nicht in der Ordnung, daß sie keine hatten, und sorgte daher dafür, daß sie welche erhielten.



Mit viel Hingebung und Geschick suchte er den Eskimo aus ihrem Elend herauszuhelfen und sie zu brauchbaren Menschen zu machen. Er schaffte sich ein Hospitalschiff an und fuhr mit den Fischern hinaus auf die hohe See, oder er begleitete sie im Hundeschlitten auf die Jagd.

Der Weihnachtsbaum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Winter wenn es schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie schön sind deine Blätter.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du weckst gar traute Klänge!
Strahlt nicht der Kindheit selig Glück
Aus deinen Kerzen uns zurück?
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du weckst gar traute Klänge.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Gegrüßt sei unsern Herzen,
So oft in wunderbarer Pracht
Herniedersteigt die heil'ge Nacht —
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Gegrüßt sei unsern Herzen.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Es weise uns dein Leuchten
Den Weg zum teuern Jesuskind,
Das man in Stall und Krippe find't.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Zu Ihm sollst du uns leuchten!

M. M.



Quittung.

Für unser Heidenmissionswerk durch Verkauf von Bleikapseln und Staniol Mk. 8.25, von und durch Frl. Schaumburg Mk. 35.20 erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung.

Rätselauflösungen.

Nr. 1: Das Buch. Nr. 2: Hammer, Hammel, Hummer, Hummel. Nr. 4: Jordan. Nr. 3 und 5: Verschieden. Nr. 6: Philipp, Eva, Torgau, Raphael, Uhu, Sokrates, die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben die Worte Petrus und Paulus. Nr. 7: Nicodemus, Arabien, Zachäus, Ahab, Rehabeam, Ephesus, Tabea. Die Anfangsbuchstaben geben das Wort Nazaret. Nr. 8: Matrone, Matrose. Nr. 9: Die Glocke.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler,
Verlag der Missionsbuchhandlung. Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.